

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

Pandita Ramabai

Eine indische Christusjüngerin

Hans Bruns

Pandita Ramabai

Eine indische Christusjüngerin

Nach ihrer Lebensbeschreibung zusammengestellt
und erzählt von
Hans Bruns

2. Auflage
(6.—10. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

In der Wildnis geboren	5
Jahrelang auf Wanderschaft	7
Schweres Erleben und innere Kämpfe.	17
Die Pandita	23
Taufe und Entscheidung für Christus	29
Weiterer Kampf für Indiens Frauen	36
Sarada Sadan, das Hilfswerk für Hinduwitwen	40
Der volle Durchbruch zu echtem Glaubensleben	46
Mukti, ein Werk des Gehorsams und des Glaubens	55
Erweckung in Mukti	61
Die letzte große Arbeit	70
Heimgang von Tochter und Mutter	73
Worte Ramabais	75

Als Quelle für diese Kurzbiographie wurde benutzt die (vergriffene) Lebensbeschreibung von Nicol Macnicol: **Pandita Ramabal. Die Mutter der Ausgestoßenen.** (Evang. Missions-Verlag, Stuttgart, 1930.)

In der Wildnis geboren

Drei überraschende Tatsachen stehen über dem Leben schon der jungen Ramabai: sie hatte ungewöhnliche Eltern, sie wurde in der Wildnis geboren, und sie mußte schon mit sechs Monaten eine jahrelange Pilgerfahrt durch Indien antreten.

Unser aller Leben wird viel mehr, als wir ahnen, durch Erbanlagen und die ersten Eindrücke in den Kinderjahren geprägt. Darum sind diese drei Tatsachen auch für Ramabais Leben sehr entscheidend gewesen.

Von den Eltern wissen wir nicht viel; aber was wir wissen, ist auffallend und bedeutsam: der Vater war ein kluger und charaktvoller Mann, der das, was er als richtig erkannt hatte, durchsetzte und durch Taten in seinem Leben auszuleben versuchte; die Mutter war viel jünger als der Vater (der Unterschied in ihren Lebensjahren betrug 35 Jahre, der Mann hatte nach dem Verlust seiner ersten Frau die Mutter Ramabais geheiratet, als sie noch fast Kind war). Je länger um so mehr aber wurde sie ihrem Mann eine rechte Gehilfin und war ihm später in allem durchaus gewachsen. — Beide Eltern waren Anhänger einer der größten Reformbewegungen der hinduistischen Religion, einer Bhakti-Sekte, die in ihrer ganzen Grundhaltung — um einen Vergleich zu gebrauchen — etwa dem Pietismus innerhalb der evangelischen Kirche ähnlich ist, nur daß der Zug tatkräftiger Frömmigkeit bei den Bhakti noch größer ist als weithin in pietistischen Kreisen. Ramabais Vater war ein Gelehrter, der sich vor allem dem Studium des Sanskrit hingegen hatte und es in der

Beherrschung dieser schweren Sprache zu einer großen Meisterschaft brachte. Weil die Gelehrten in Indien von den Fürsten des Landes allermeist große und reiche Gaben zu bekommen pflegten, konnte sich Anant Sastri (so war sein eigentlicher Name) ganz dem Studium der Sanskritweisheit hingeben und damit wieder andere, die ihn darum baten, in dieser Philosophie unterrichten. Er hat viele Reisen unternommen, oft mit großem Gefolge und in luxuriöser Weise; auf einer dieser Reisen ist ihm seine erste Frau gestorben, und bei dem Besuch eines der Hinduheiligtümer hat er dann seine zweite Frau kennengelernt. Weil er aber ein sehr selbständiger Denker war und vielfach eigene Wege ging, entschloß er sich im Jahre 1846, ganz in die Einsamkeit der Wälder zu ziehen, um dort, getrennt von der Zivilisation der Menschen, ein Leben der Zurückgezogenheit zu führen. Er begab sich darum mit seiner Frau an eine malerische Stelle des Gangamula-Waldes, wo drei Flüsse entspringen, und dort in der Einsamkeit und Schönheit der Natur, wo menschliche Vorurteile ihm nichts anhaben konnten, errichtete sich der tapfere Mann eine Wohnstätte. In einer Erzählung, die Ramabai von ihrer Mutter gehört hat, beschreibt sie, wie Anant Sastri und seine junge Frau ihre erste Nacht im Dschungel verbrachten: sie hatten nicht einmal eine Hütte aus Zweigen als Schutz, und das plötzliche Gebrüll eines nicht weit entfernten Tigers erfüllte ihr Herz mit Schrecken.

In dieser Einsamkeit haben sie zwölfeinhalb Jahre gelebt und wurden ihnen sechs Kinder geschenkt, von denen drei früh starben. Aber sie blieben als Familie nicht allein; durch die große Gelehrsamkeit Anant

Sastris wurden immer mehr Schüler angezogen, und so entstand dort in der Wildnis eine Art Gelehrten-
schule unter der Leitung der Eltern Ramabais. Der
Vater unterrichtete, und die Mutter stand ihm in der
Versorgung der Schüler und der Beaufsichtigung der
Landwirtschaft in umsichtiger Weise bei. Dabei aber
nahm sie auch an dem Unterricht in der Schule teil; sie
hatte in zähem Fleiß das Sanskritstudium so weit durch-
geführt, daß sie zuletzt sogar bei Abwesenheit des
Mannes die Arbeiten der Schüler überwachen konnte.

In dieser Urwaldwildnis wurde Ramabai als jün-
stes der Kinder im April 1858 geboren. Sie hat be-
wußt nichts mehr von allem, was ihre Eltern dort
erlebten und durchmachten, in sich aufgenommen,
aber sie bekam ein gutes Erbteil von ihren Eltern
mit, das sich später vielfach als ein Segen erweisen
sollte: derselbe Wagemut, dieselbe Tatkraft, die wir
bei dem Vater sehen können, waren auch später Ra-
mabai eigen, und von der Mutter hat sie die Zähig-
keit und Gabe zur Organisation geerbt; vor allem
aber war es ihr gleichsam mit der Muttermilch mit-
gegeben worden, immer den Weg der Überzeugung
und Freiheit zu gehen, selbst wenn es schwere Opfer
kosten und viel Mühe mit sich bringen sollte.

Jahrelang auf Wanderschaft

Wie selbstlos oder weltfremd der Vater war, zeigt
die Tatsache, daß er in keiner Weise für Zeiten der
Krankheiten und des Alters vorgesorgt hatte. Er hatte
mit seinen Schülern der Wissenschaft und der Reli-
gion gelebt und dankbar die Gaben der Gönner hin-
genommen. Als dann vor allem Betrügereien von

Verwandten ihn schwer schädigten, mußte er plötzlich erleben, daß er vor einem Nichts stand; das Geld, das er in reichem Maße besessen und vielfach auch wieder verschenkt hatte, war unerwartet zu Ende, und er war ein armer Mann. Was tat er? Er wurde seinem Beruf nicht untreu, sondern ging mit seiner Frau und den drei Kindern auf die Wanderschaft und ist wie seine Frau und die andern Kinder den Strapazen dieses Lebens erlegen. —

Und was tat er auf diesen vielen Reisen? Seine Tochter hat den Beruf ihres Vaters später mit schlichten Worten geschildert, so daß wir ein anschauliches Bild von seinem Dienst und den mannigfachen Mühen der Reisen bekommen:

„Die Purana-Vorleser — Puranika genannt — sind volkstümliche, öffentliche Prediger der Hindu. Sie sitzen auf irgendeinem öffentlichen Platz, unter Bäumen, in Tempelvorhöfen oder am Ufer eines Flusses oder Teiches, ihre geschriebenen Bücher in den Händen, und lesen mit lauter Stimme und starker Betonung aus den Purana vor, so daß es die Vorübergehenden und Tempelbesucher hören müssen. Da der Text Sanskrit ist, so wird er von den Zuhörern nicht verstanden, und die Puranika sind nicht verpflichtet, ihn zu erklären: sie können das halten, wie sie wollen. Wenn der Puranika ihn übersetzt und erläutert, gibt er sich die größte Mühe, seinen Vortrag so populär wie möglich zu halten durch Hinzufügen übertriebener oder erfundener Geschichten. Das gilt nicht als Sünde, weil es geschieht, um die Aufmerksamkeit des gewöhnlichen Volkes zu erregen, damit sie den heiligen Klang, die Namen der Götter und ihre Taten hören und dadurch geläutert werden. Um den vor-

lesenden Puranika versammeln sich immer Zuhörer für kürzere oder längere Zeit; häufig geben sie ihm Geschenke; aber der Puranika fährt fort vorzulesen und kümmert sich nicht darum, was die Zuhörer tun oder sagen. Sie kommen und gehen nach Belieben.

Wenn Strenggläubige kommen, so werfen sie sich vor dem Puranika nieder, beten ihn und sein Buch an und bringen ihm Blumen, Früchte, Süßigkeiten, Gewänder, Geld und andere Gaben. Man glaubt, daß solches Tun für den Geber von größtem Nutzen ist, und der Empfänger tut nichts Unrechtes dabei. Wenn ein Zuhörer dem Puranika keine Geschenke macht, so verliert er jeden Anspruch auf den Lohn, den er vielleicht durch frühere gute Werke verdient hätte. Die Geschenke brauchen nicht kostbar zu sein: eine Handvoll Reis oder andere Körner, eine Kupfermünze oder auch nur ein paar Kaurimuscheln, die zum Wechseln der Kupfermünze dienen, werden gern in Empfang genommen. Eine Blume, ja selbst nur ein Blatt einer Blume oder eines geheiligten Baumes ist den Göttern willkommen. Da aber der Opfernde wohl weiß, daß sein dereinstiger Lohn der Größe seiner Gabe entsprechen wird, so bemüht er sich, so freigebig wie möglich zu sein, und daher bekommt der Puranika alles, was er zum Leben braucht, durch Vorlesen der Purana an öffentlichen Plätzen.

Meine Eltern übten diesen Beruf aus. Wir alle lasen die Purana öffentlich vor, aber wir übersetzten sie nicht und erklärten sie auch nicht in der Landessprache. Das bloße Lesen und Anhören der heiligen Schriften gilt schon als großes Verdienst. Niemals brauchten wir zu betteln oder unsern Lebensunterhalt durch andere Arbeit zu verdienen; wir bekamen Geld

und Nahrungsmittel, soviel wir brauchten, und noch mehr: was nach Bestreitung der notwendigen Ausgaben übrigblieb, wurde für Pilgerfahrten und Almosen an Brahmanen ausgegeben.“

Im einzelnen erfahren wir leider aus diesen Jahren der Wanderschaft nicht viel, zumal Ramabai ja die ersten Jahre nur als Baby und Kind erlebt und später nur ungerne von den vielfachen Nöten berichtet hat. Eins aber hat sie mit großer Dankbarkeit bezeugt, und man spürt den wenigen Worten ab, was sie alles in sich schließen: „Meine Mutter unterrichtete mich von meinem achten bis zu meinem fünfzehnten Jahre. Während dieser Zeit gelang es ihr, meine Gedankenwelt so zu schulen, daß ich fähig wurde, meine weitere Ausbildung mit nur wenig Hilfe andrer selbst fortzuführen. . . . Mein Unterricht fing mit dem Auswendiglernen der Bhagawata Purana und der Bhagawadgita an. Außerdem lernte ich die Anfangsgründe der Sanskrit, Grammatik und Vokabeln aus in Versen abgefaßten Lehrbüchern. Man glaubte, daß die Bhagawata Purana alles enthielte, was ein Kind wissen mußte.“ (Die Purana, die ja auch der Vater überall las und lehrte, waren volkstümliche Sammelwerke, aus Mythologie, Philosophie, Geschichte und den heiligen Gesetzen zusammengestellt und natürlich in Sanskrit verfaßt.) Aber das alles schaffte die kleine Ramabai fast spielend, obwohl das Sanskritstudium eine der schwersten Übungen für Geist und Gedächtnis ist. Des Mädchens natürliche Anlagen wurden dadurch geweckt, entwickelt und gefestigt und für den Beruf vorbereitet, der später ihrer wartete. Ihre Entwicklung kannte keinen Stillstand. Das Panorama Indiens mit all seinen Geheimnissen und seiner Mannigfaltigkeit zog ununter-

brochen an ihr vorüber, und sie hatte Augen, es zu sehen. Sie hatte eben so große Gaben von ihren Eltern mitbekommen, daß sie ihrer klugen Mutter ohne weiteres folgen konnte und auf diese Weise nach Geist und Seele schnell reifte.

Wir können uns das Familienleben in diesen Jahren nicht einfach genug vorstellen. Die Familie trug ihr Haus wie eine Schnecke überall mit sich herum. Sie reisten nach Norden, Süden, Osten und Westen, dem eigenen Wunsche folgend oder einer „göttlichen Eingebung“, die ihnen die Richtung wies. Im Anfang werden sie gereist sein wie einst Joseph und Maria mit dem heiligen Kinde nach Ägypten, begleitet von einem Lasttier, das Mutter und Tochter trug. Ihre Reisen beschränkten sich aber nicht auf die Länder, in denen ihre Marathi-Muttersprache gesprochen wurde; denn Brahmanen bleiben überall Brahmanen, und die Sprache der Purana war ja Sanskrit. Das Wunder ist bei allem nur, wie diese Familie, die so viel Entwürdigendes durchlaufen mußte, die Würde ihres Lebens wahrte, aber sie scheint in hohem Maße die Tugenden besessen zu haben, die vielen unerreichbar dünken: Tag für Tag und jahraus jahrein von den Almosen des Volkes zu leben und doch nicht gewinnsüchtig zu werden, ohne Rücksicht auf persönliche Charaktereigenschaften als halbgöttliche Wesen angesehen und verehrt zu werden, ohne dem Hochmut zu verfallen, ohne Arbeit und Mühe auskömmlich leben zu können und sich doch von Trägheit und Selbstsucht freizuhalten.

Auch für Ramabai persönlich gilt dasselbe, vielleicht noch in höherem Maße. Ihr Biograph schreibt voller Staunen: „In dem Zeitpunkt, da ihre Gestalt

uns zuerst in hellem Licht erscheint, ist sie ganz allein: Vater, Mutter, Schwestern und Bruder sind, einer nach dem andern, unterwegs gestorben; nur diese kleine Frau mit dem unbezwingbaren Herzen ist übriggeblieben, und die harte Schule, durch die sie gehen mußte, hat sie nicht etwa hart gemacht oder vergrößert, sondern ausgeglichen und geläutert. Die hohe Schule ihrer Leiden verließ Pandita Ramabai als ein Mensch von hoher Kultur, scharf beobachtend und vollkommen selbstbeherrscht; durch die Kraft ihres Mitfühlens sind ihre Augen ruhevoll geworden. Es ist eine der erstaunlichsten Erscheinungen in Ramabais Lebensgeschichte, daß sie lange Jahre hindurch das Leben einer Landstreicherin und Bettlerin führte, wie man es in anderen Ländern nennen würde (in Indien sagt man „Pilgerin“), und makellos daraus hervorging. Gebettelt hat sie nie. Sie geht durch Armut und die größten Laster des Lebens hindurch, sie besteht die Feuerprobe der Versuchungen, ohne auch nur versengt zu werden. Sie ist fortan imstande, das Leben mit Weisheit und ruhigem Urteil zu meistern.“

Besonders auffallend war bei allen Reisen, daß auch die Frau und Mutter sich an den Vorlesungen der heiligen Schriften beteiligte. Das war eigentlich völlig unmöglich und verstieß, wie die meisten meinten, nicht nur gegen Natur und Sitte, sondern war auch nach den Vorschriften der Religion verboten; aber wie schon der Vater hier in früheren Jahren seine Überzeugung durchgesetzt hatte, so geschah es jetzt auch bei der Mutter und später durch die Tochter. Es beweist nur, welche große Kraft und innere Gewalt von dieser Familie ausging, daß das zuletzt ohne Widerstand von seiten der Hörer durchgeführt werden konnte.

Bei Ramabai werden immer wieder ihre Augen in besonderer Weise erwähnt. Sie waren das in ihrem Antlitz, was zuerst die Aufmerksamkeit erregte: nicht braun, wie die fast aller Inder, sondern grau, vor allem aber weit geöffnet für alles, was um sie herum geschah. Sie nahm alles in sich auf und verarbeitete es in ihrer Weise, daß man nur staunen kann. Ihre ersten Erinnerungen stammen z. B. aus ihrem vierten Lebensjahr (von dem doch die meisten Menschen nichts mehr wissen). Sie erzählt aus dieser Zeit von einem berühmten Wallfahrtsort, wo der Hinduismus in seinem ganzen Umfang beobachtet werden konnte. Natürlich ist dieser Bericht später so geschrieben worden, wie Ramabai ihn nur als Christin schreiben konnte; trotzdem haben sich ihr damals Bilder eingeprägt, die das ganze hoffnungslose Gemisch von Gut und Böse in den Ideen der Hindus sehr deutlich werden lassen. Wir bekommen zugleich einen neuen Einblick in das Denken und Leben der Eltern auf ihren Reisen: „Außer den Priestern gibt es noch die sogenannten Bairagi und Sanyasi, d. h. fromme Bettler und Bettelmönche, die meist ein faules Leben führen; in unserem Lande gibt es deren annähernd sechs Millionen. Sie wandern, nur sehr wenig oder fast gar nicht bekleidet, von Ort zu Ort, beschmieren den Körper mit Asche, Lehm und allerlei Farben und tragen in den Händen lange Schnüre hölzerner Kugeln: so ziehen sie, schmutzig und mit verfilztem Haar, bettelnd umher. Sie führen ein elendes Dasein, sind ganz unwissend und behaupten, ihr Leben sei ein heiliges. Sie kauen und rauchen Tabak, Ganja, Opium und andere Betäubungsmittel; ihre Sprache ist roh und ihr Cha-

rakter kein guter. Es gibt wohl hin und wieder Ausnahmen, die aber nur die Regel bestätigen.

Meine Eltern wußten wohl, daß sie, ebenso wie die dort ansässigen Priester, verderbte und unmoralische Leute waren, und doch bezeugten sie ihnen eine gewisse Verehrung, weil ihre Religion es ihnen vorschrieb und die Volkssitte es verlangte . . . Die Priester scheuten keine Lüge, um die Pilger zu betrügen; meine Eltern wußten um diese Lügen und lachten manchmal darüber, aber trotzdem wurden die Priester als Götter angesehen und dementsprechend verehrt.“

Daß sie selbst es völlig anders meinten als diese armen Bettelmönche, beweist schon die eine Tatsache, daß z. B. der Bruder Ramabais Srinivasa sich mit ganz besonderem Eifer nach einem Leben der Vereinigung mit der Gottheit ausstreckte. Ramabai erzählt darüber: „Sieben Wochen lang nahm er täglich nur einen Becher Wasser und einen Löffel Zucker zu sich, danach nur einen kleinen Becher Milch; dann fastete er eine ganze Woche hindurch, ohne Nahrung oder Wasser zu genießen. Er war dem Tode nahe, und während der ganzen Zeit betete er in sehnächtiger Erwartung zu Hanuman, dem Affengott. Trotz seiner Armut beschenkte er noch die Brahmanen, soviel er irgend konnte.“ Sie muß dann aber hinzufügen, daß nichts geschah und der Bruder durch alles nur noch mehr enttäuscht wurde. Kaum weniger ernst haben es die Eltern versucht, alle religiösen Vorschriften zu erfüllen und ein Leben nach den Gesetzen ihrer Religion zu führen. Ramabai war vierzehn Jahre alt, als sie mit ihren Eltern nach Dwarka kam, wo am Ufer von Kathiawar eines der berühmtesten Waischnawa-Heiligtümer auf das Arabische Meer schaut. Dort blieben

sie ein ganzes Jahr und wohnten dicht am Meer, und zwar aus einem ganz bestimmten Grund. Es heißt nach der Überlieferung: „Ins Meer fließen alle heiligen Ströme der Erde; wer ein ganzes Jahr lang in den Gewässern des Meeres badet, erwirbt sich außerordentliche Verdienste . . . Wer also zwölf Monate am Meere lebt, hat die Möglichkeit, sich alle Verdienste anzueignen, die man durch Baden in sämtlichen heiligen Strömen der drei Welten erwerben kann. Das war der Glaube, der meine Eltern veranlaßte, ein ganzes Jahr in Dwarka zu bleiben.“ Auch das steht Ramabai später noch in lebendiger Erinnerung vor der Seele, was sie alles damals taten, um den Frieden ihrer Seele zu finden, und wie sie sich selbst dabei bewußt betrogen. Sie beschreibt den hohen Festtag, der während ihres Aufenthalts gefeiert wurde. Ein seltenes Zusammentreffen zweier Planeten, Kapilashashti genannt, das nur alle sechzig Jahre einmal stattfinden kann, fiel gerade in diese Zeit. Krishna pflegte an diesem Tage den Gläubigen eine besondere Gnade zu erweisen. „Er zeigte seinen Getreuen die goldene Stadt; aber nur die Augen der sündenfreien Pilger durften sie sehen. Doch konnten alle Pilger ihrer Sünden ledig werden, wenn sie an jenem Tage im Meere badeten, den Göttern und Brahmanen ihre Verehrung bezeugten, Almosen gaben und die Priester beschenkten.“

Sie erzählt weiter, wie tausend und aber tausend Pilger von nah und fern herbeiströmten, um die Erscheinung zu sehen und belohnt zu werden. „Die Radscha und Maharadscha, Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, Angehörige aller Kasten und Grade kamen an diesem geheiligten Tage nach Dwarka, um im Meer zu baden. Auch wir erwarteten den heiligen

Tag mit Ungeduld.“ Gegen Abend, nachdem sie gebadet, den Brahmanen reiche Geschenke gegeben und in den heiligen Schriften gelesen hatten, schauten sie hinaus auf das Meer und warteten auf die verheißene Erscheinung der goldenen Stadt. „Es war am Morgen neblig und trübe gewesen, aber gegen Abend klärte es sich auf, und die Sonne schien durch die Wolken: der heißersehnte Augenblick war gekommen. Der westliche Himmel und die Wolken am Horizont erhellten sich und boten, durchleuchtet von den Strahlen der untergehenden Sonne, ein wundervolles Bild. Diese wolkengekrönten Türme, diese feierlichen Tempel — waren es wirklich die Türme und Tempel der geheimnisvollen, versunkenen Stadt? Oder waren es nur Wolkengebilde? Viele wagten nicht zu sagen, daß sie die Stadt nicht sehen konnten; denn das hieße ja sich als Sünder bekennen. Sie schwiegen und wir gleichfalls. Aber in unseren innersten Herzen waren wir überzeugt, keine Stadt, sondern nur Wolkengebilde gesehen zu haben, wie fast täglich bei Sonnenuntergang . . . Die Taschen der Priester waren voll Geld und ihre Häuser mit vielen anderen Geschenken angefüllt; nur die Pilger gingen leer aus.“

Wie in Dwarka ging es der Familie auch in Ghatikaschala bei Madras. Auch dort blieben sie fast ein Jahr, ohne einen einzigen Menschen zu treffen, dessen Gebete erhört wurden.

Wir schauen durch all das nur wieder neu hinein in ein Leben der Wanderschaft und Mühe, der Irrungen und Prüfungen, der Sehnsucht und heiligen Unruhe — und all das ist in die Seele des jungen Mädchens hineingefallen in einer Zeit, wo ihr Leben seine ersten entscheidenden Prägungen erhielt.

Schweres Erleben und innere Kämpfe

Ramabai faßt das Erleben dieser Zeit in dem kurzen Satz zusammen: „So lebten wir viele Monate, bis alles Geld, das wir noch besaßen, aufgebraucht war.“ Und dann kam für die Eltern und Geschwister der Tod. Auf der einen Seite war es Selbstlosigkeit der Eltern, daß sie auch in diesen Monaten noch viel weggaben, obwohl sie selbst kaum das Nötigste hatten, auf der andern Seite war es Unbeholfenheit und Lebensfremdheit; sie konnten mit dem Geld und den Gaben nicht umgehen, die ihnen gegeben wurden, darum standen sie eines Tages tatsächlich vor dem völligen Ruin. Hinzu kam eine große Hungersnot, die gerade in diesen Jahren in der Provinz Madras ausbrach. Betteln wollten sie nicht, schwere Arbeit verrichten konnten sie nicht; sie wußten nicht, wie sie sich noch etwas verdienen sollten. So standen sie vor dem Hungertode.

Ramabai hat dieses langsame Sterben von Vater und Mutter und dann von Schwester und Bruder als sechzehnjähriges Mädchen mit wachen Sinnen miterlebt und begreiflicherweise unendlich darunter gelitten. Elf Tage lang lebten sie von Wasser, Kräutern und ein paar wildwachsenden Datteln, so daß ihnen schließlich der Tod die einzig mögliche Rettung schien. Da entschloß sich der Vater, freiwillig seinem Leben ein Ende zu bereiten. Er meinte auch, das nach den Grundsätzen seiner Religion ruhig tun zu dürfen. Er war bereits ein „Erleuchteter“ geworden, der der irdischen Welt entsagt und damit „Hunger, Durst, Schmerz, Leidenschaft, Alter und Tod überwunden hat“. Einer solchen Persönlichkeit, die zwar noch auf

Erden wandelt, aber alle irdischen Illusionen und Wirrnisse besiegt hat, ist es gestattet, das unvermeidliche Ende zu beschleunigen und in einem heiligen Teich oder Fluß den Tod des Ertrinkens zu wählen. Außerdem wollte er den andern mit seiner Kraftlosigkeit nicht mehr zur Last fallen. Sein Sohn aber überredete ihn, es doch noch einmal mit dem Leben zu versuchen. Es kamen noch zwei schwere Tage unsäglichem Leidens. Sie suchten Zuflucht in einem Tempel, aber die brahmanischen Priester erlaubten ihnen nicht, dort zu bleiben; sie hatten kein Mitleid mit den Schwachen und Hilflosen. So mußten sie Tempel und Dorf verlassen und in den Ruinen eines außerhalb gelegenen Tempels Schutz suchen, in dem nur wilde Tiere des Nachts hausten. Dort blieben sie vier Tage. Ein junger Brahmane, den ihre elende Lage rühren mochte, gab ihnen ein wenig Nahrung.

Hier ist der Vater dann gestorben. Er hat zumal von seiner jüngsten Tochter in rührenden Worten Abschied genommen, die sich ihr tief eingeprägt haben. So schreibt sie später selbst darüber: „Niemals werde ich seine letzten Ermahnungen vergessen. Seine erblindeten Augen konnten mich nicht mehr sehen; aber er hielt mich fest umschlungen, streichelte mir Haar und Wangen und bat mich mit vor Erregung zitternder Stimme, immer daran zu denken, wie sehr er mich geliebt und wie er mich gelehrt habe, Gutes zu tun und niemals vom Wege der Rechtschaffenheit abzuirren. Seine letzte liebevolle Ermahnung war, stets ein achtbares Leben zu führen (wenn ich überhaupt am Leben bliebe) und immer Gott zu dienen. ‚Kind‘, so sagte er, ‚ich gehe jetzt von dir; aber vergiß nie, wie sehr ich dich geliebt habe! Richte dich immer nur nach

der Wahrheit, dem Bleibenden, dem Göttlichen. Falls du uns überlebst, gehe auch weiterhin auf Gottes Wegen, und dein Lebensziel sei: Gott zu dienen! Du bist mein jüngstes Kind und mir das teuerste. Ich habe dich in Gottes Hände befohlen. Er wird dich behüten. Er allein ist der Herr, und ihm allein mußt du dienen.“

Auch über die Beerdigung haben wir aus späteren Erzählungen durch die Tochter selbst ein anschauliches Bild, das nur aufs neue tief ans Herz greift: „Derselbe gutherzige junge Brahmane, der uns Nahrung gegeben hatte, kam uns auch jetzt zu Hilfe. Aber viel konnte er nicht tun, weil er nicht sicher wußte, ob wir Brahmanen waren oder nicht. Niemand wollte beim Fortschaffen der Leiche behilflich sein, und so konnte er, aus Furcht, seine Kaste zu verlieren, meinem Bruder nicht helfen, die sterblichen Überreste meines Vaters fortzutragen. Er hatte aber die Güte, auf seine eigenen Kosten durch einige Männer ein Grab graben zu lassen und dem Leichenzug bis zum Flusse das Geleit zu geben. Da nun niemand da war, um den Toten tragen zu helfen, so wickelte mein Bruder die Leiche in sein dhoti (von Indern getragenes Männergewand) und trug sie allein, über eine halbe Stunde weit, an ihren letzten Ruheort. Wir folgten ihm schmerzerfüllt zum Flußufer und halfen ihm, so gut wir konnten. So begruben wir meinen Vater außerhalb jenes Dorfes, fern von jeder menschlichen Wohnung, und kehrten schweren Herzens in die Tempelruinen zurück.“

Damit aber war das Leid, das über die Kinder hereinbrach, noch nicht zu Ende. Es dauerte nur kurze Zeit, da folgte die viel jüngere Frau ihrem Mann in die Ewigkeit nach. Sie litt in der nächsten Zeit viel

unter Fieber und Hunger. Die Leiden der Mutter mitansehen zu müssen, war fast mehr, als die Kinder ertragen konnten. Schon nach wenigen Tagen verlor sie das Bewußtsein und starb dann auch. Später hat Ramabai ihrer Mutter eins ihrer Bücher gewidmet, das sie über die Hindufrauen veröffentlichte. Da finden sich die feinen, vielsagenden Worte: „Dem Andenken meiner geliebten Mutter Lakschmibai Dongre, deren sanfte Führung und weise Erziehung meinem Leben Leuchte und Vorbild geworden sind.“ Und die Enkelin hat Jahrzehnte später bezeugt, mit welcher Ehrfurcht und Dankbarkeit ihre Mutter stets von der Großmutter gesprochen habe. Das Bild der Eltern hat sich Ramabai tief eingepägt, und es ist nur um so heller geworden, je mehr sie später für alle Führungen Gottes in ihrem Leben danken lernte.

Denselben Hungertod wie die Eltern starb dann bald darauf auch die Schwester, so daß Ramabai nun mit ihrem Bruder allein weiterwandern mußte. Sie hat darüber in wenigen ergreifenden Worten berichtet: „Am Ufer des Dschelum, eines Flusses im Pandschab, mußten wir die Nacht im Freien verbringen; um uns vor der strengen Kälte zu schützen, gruben wir zwei grabähnliche Vertiefungen, legten uns hinein und bedeckten uns bis zum Kopf vollständig mit trockenem Sand.“ Und was ging innerlich in ihnen vor? „Sehnsüchtigen Herzens besuchten wir heilige Stätten, badeten in heiligen Flüssen und beteten zu Göttern und Göttinnen, um unser Gottverlangen zu stillen. Überall aber fanden wir Betrug, Unwahrheit und Habgier.“ Erschüttert fügt sie hinzu: „Wir fingen an, unsern Glauben an die Götter zu verlieren.“

Da brach das letzte schwere Erleben über Ramabai

herein: sie verlor auch ihren Bruder, der ihr äußerlich ein rechter Schutz und innerlich eine große Hilfe gewesen war. Die jahrelang ertragenen Sorgen und Entbehrungen hatten seine Gesundheit untergraben. Hinzu kam, daß sein glühendes Streben nach Erlangung der göttlichen Gnade ihn häufig veranlaßte, zu fasten, heilige Stätten unzählige Male betend zu umschreiten, lange Zeit bis zur Brust im Wasser zu stehen und ohne Unterlaß Gebetsformeln aufzusagen. Darum kam es bei ihm schon im Mai 1880 zum Sterben. Seine letzten Worte waren (überraschend bei einem jungen Heiden und doch nicht verwunderlich für einen Menschen, der so ernst und voller Sehnsucht Gott gesucht hatte): „Außer Gott sorgt niemand mehr für uns; aber weil er es tut, fürchte ich nichts.“ So starb er still und gefaßt — Ramabai blieb allein im Leben zurück.

Sie aber verzagte nicht, sondern nahm den Kampf des Lebens sofort neu auf, obwohl sie gerade in dieser Zeit in schwere innere Anfechtungen hineingeführt wurde. Auf ihren Reisen in diesen Jahren waren es vor allem zwei Dinge, durch die sie überall schweren Anstoß erregte: sie war unverheiratet und konnte Sanskrit. Das war zumal damals völlig ungewöhnlich. Die meisten Mädchen heirateten sehr früh, ja sie mußten eigentlich vor der Geschlechtsreife heiraten. Kaum jemand kannte die schwere Geheimsprache des Sanskrit. Nun war hier ein junges Mädchen von kaum zwanzig Jahren, das nicht nur keinen Mann hatte und nicht nur die Sprache völlig beherrschte (sie kannte viele tausend Sanskritverse auswendig), sondern das sogar als unverheiratete Frau Sanskrit las und lehrte. Das war noch kaum jemals vorgekommen und erregte schwersten Widerstand.

Wir machen uns von den Schmähungen und Verleumdungen, durch die Ramabai hindurchmußte, kaum einen Begriff. Hinzu kam, daß sie gerade in diesen Jahren anfang, sich nicht nur von den mancherlei göttlichen Vorstellungen ihrer Umwelt zu lösen, sondern daß sie gegen bestimmte Lehrsätze ankämpfen mußte. Der eine lautete so: Alle Frauen, ob hoher oder niederer Kaste, sind von Geburt an schlecht, sehr schlecht sogar, schlimmer als Dämonen, unheilig wie die Lüge, und sie können niemals Befreiung erreichen wie die Männer. Es gibt für sie nur eine einzige Hoffnung auf die heißersehnte Befreiung vom Karma (Schicksal) und von dessen Folgen: Millionen von Wiedergeburt, millionenfaches Sterben und unsagbares Leiden — nämlich: die Verehrung der Frau für den Gatten. Das war für Ramabai je länger um so mehr unerträglich, und sie ging mit kühnem Protest gegen diese Verherrlichung des Mannes an. Sie wußte zu genau, daß viele Männer die größten Verbrecher waren und dann nicht zugleich für die Frauen göttlich sein können und dürfen.

Eine andere Lehre, gegen die sich Ramabai im erwachenden Freiheitsdrang auflehnte, war die Auffassung, daß die Frauen durch viele Werke der Frömmigkeit das Ziel ihres Lebens erreichen könnten, bei einer späteren Wiederverkörperung als ein Mensch einer höheren Kaste ins Leben zurückzukehren. Auch das erklärte sie für falsch und erkannte damals schon (fast reformatorisch!), daß kein Mensch auf diesem Wege zu Gott finden könne und daß es auch kein erstrebenswertes Ziel sei, immer wieder auf diese Erde zurückkommen zu müssen.

Selbstverständlich hatte sie damals als junges

Mädchen noch keinen Durchblick in die eigentlichen Geheimnisse des Glaubens, der ihr später geschenkt wurde. Aber wir schauen in das heiße Ringen dieser Jahre hinein, zumal nachdem ihr Bruder gestorben war, wenn wir von ihr lesen: „Schon als Kind hatte ich einen unklaren Begriff von vielen Lehren der Hindu-Religion; aber während ich studierte, kamen sie mir voll zum Bewußtsein. Nach und nach wurden mir die Augen geöffnet: ich erkannte die Hoffnungslosigkeit meiner eigenen Lage als Frau, und es wurde mir immer klarer, daß ich nirgendwo ein Anrecht auf die Tröstungen durch die Religion besäße. Ich wurde ganz unzufrieden mit mir; ich begehrte mehr, als die Sastra mir geben konnten, aber ich wußte nicht, was ich begehrte.“

Wir ahnen, daß sie mit ihren zweiundzwanzig Jahren damals schon dicht vor der Tür des Glaubens stand, aber es sollte noch viele Jahre dauern, bis sich der Eingang öffnete, sie mußte noch viele Umwege machen, bis sie Frieden für ihre Seele fand.

Die Pandita

Trotz ihrer jungen Jahre wurde Ramabai schon sehr bald zu einer der bekanntesten und geehrtesten Frauen Indiens. Das kam daher, daß sie wie kaum eine andere das Sanskrit völlig beherrschte. Sie konnte wohl 18 000 Verse auswendig aufsagen und war imstande, auch schwierige Fragen der Sanskritgrammatik zu beantworten und bei bestimmten Gelegenheiten mit selbstverfaßten Gedichten zu antworten. Darum wurde sie überall je länger um so mehr bewundert

und von vielen Seiten hoch geehrt; z. B. verliehen ihr die Sanskritgelehrten Kalkuttas den Titel „Saraswati“, das ist der Name „der göttlichen Verkörperung der Sprache, des dichterischen Ausdrucks und der Gelehrsamkeit“, und weil sie von einem Kollegium von Panditen (Gelehrten) derart ausgezeichnet wurde, so war sie von dieser Zeit an allgemein unter dem Namen Pandita Ramabai bekannt. Es fielen große Worte in der Presse bei besonderen Gelegenheiten; z. B. begrüßten sie drei Professoren des Sanskrit, von denen zwei Engländer waren, als Fachgenossin und trugen Sanskritgedichte zu ihrem Lobe vor. Ohne Zögern antwortete sie aus dem Stegreif mit einem Dankgedicht: „Ich bin des Lobes unwert, mit dem ihr mich überschüttet habt; ich bin nur eine demütige Schülerin im Tempel Saraswatis. Mein Besuch dieser gelehrten Stadt ist durch die Worte gekrönt worden, die so weise Männer zu mir sprachen.“

Ähnliche Lobesbezeugungen wurden ihr in zahlreichen anderen Städten zuteil; offenbar gab es in Indien viele, die mit Stolz sahen, wie eine der Töchter ihres Landes, die bisher behandelt worden waren, als gehörten sie einer minderwertigen Klasse an, durch ihre Persönlichkeit den Beweis für die Bildungsfähigkeit der indischen Frau lieferte. Eine in Bombay in der Landessprache erscheinende Zeitung brachte kurz darauf einen Bericht über das Aufsehen, das sie auch in Bengalen hervorrief: „Wer sein Vaterland liebt, muß stolz darauf sein, daß, trotz der unwürdigen Zustände, in denen unsre Frauen leben, eine von ihnen eine Persönlichkeit werden konnte, die dem weiblichen Geschlecht eines jeden Landes zur Ehre gereichen würde.“ In allem kam die große Anerken-

nung zum Ausdruck für ihre hohe Gelehrsamkeit; sie war damit als die gekennzeichnet, die mit Einsetzung ihres ganzen Selbst die geistigen Fähigkeiten indischer Frauen der Verachtung entzogen hatte, unter der sie schon so lange Zeit litten. Es wurden sogar besondere Versammlungen gehalten, in denen sie zuvor geprüft und dann mit neuen Ehrungen überhäuft wurde, so z. B. durch eine der ältesten Familien Bengalens. Ihr hervorragendes Wissen, die Schnelligkeit ihrer Auffassungsgabe, ihre schlagfertigen Antworten und ihre klare, deutliche Aussprache setzten alle in Erstaunen. Einer der Führer der Bengalen, Bose, sprach eines Tages zu einer großen Schar von Frauen und fand Worte voller Überschwang: „Durch dein Beispiel hast du gezeigt, wie hoch der weibliche Geist durch Schulung entwickelt werden kann. Bis jetzt haben wir immer nur unter den Ausländern gelehrt, moderne Frauen kennengelernt; aber jetzt, da wir dich gesehen haben, ist es anders. Wohl haben wir von berühmten Frauen alter Zeiten gelesen und gehört, nun haben wir die gleichen großen Eigenschaften in dir gefunden. Wir hoffen sehnlichst, daß infolge des Beispiels von edlen Eigenschaften und Geistesfreiheit, das du uns gabst, unsere Landsleute von nun an die Frauen dieses Landes achten und in Ehren halten werden. Wir müssen die Männer unseres Landes von dem Gedanken abbringen, daß Freiheit nur in anderen Ländern, aber nicht in dem unseren herrschen kann.“

Ramabai selbst blieb dabei sehr bescheiden und zeigte keine Spur von Hochmut, sie war ein seltenes Beispiel von Güte und Einfachheit, von Sanftmut und Schlichtheit. Andererseits suchte sie die Frauen nun anzuspornen, auch ihrerseits die Sprache zu studieren

und sich die Kenntnisse anzueignen, um ihr Land von der Knechtschaft der Unwissenheit zu befreien.

Bei all ihren Vorträgen wurden die Zuhörer immer wieder ergriffen von dem vergeistigten Ausdruck ihres Antlitzes, ihrer hoheitsvollen Haltung und ihrer unbeugsamen Tapferkeit; ja der Ruf ihrer Gelehrsamkeit verbreitete sich im ganzen Land, so daß man sie aus ihrer Heimat aufforderte, von Kalkutta nach Bombay zurückzukehren, um dort die Leitung einer Mädchenschule zu übernehmen. —

Da entschloß sich Ramabai, zu heiraten. Dieser Entschluß kam für viele ganz überraschend und war für sie selbst auch ein mutiger Schritt. Schon früher hatten ihr Vater wie auch später ihr Bruder mehrere Heiratsanträge für sie erhalten, aber beide hatten sie stets zurückgewiesen. Der Vater wollte, daß sie erst völlig heranreifen und sich dann frei entscheiden sollte. Dem Bruder wollte sie selbst die Treue halten. Erst als er im Mai 1880 starb, war sie so allein, daß sie sich nach der Hand eines Menschen sehnte, der ihr Beschützer und Helfer sein konnte. Da lernte sie einen bengalischen Rechtsanwalt Babu kennen. Sie gewannen sich lieb, und schon sechs Monate nach dem Tode des Bruders fand die Hochzeit statt — und zwar schlossen sie eine Zivilehe, da, wie sie später schreibt, „wir damals weder an den Hinduismus noch an das Christentum glaubten“. Daß es ein mutiger Schritt war, zeigte sich in den vielfachen Schmähungen, die sie sofort über sich ergehen lassen mußte. Denn nun hatte sie gänzlich mit dem alten, geheiligten Brauch des Hinduismus gebrochen, sie gehörte von nun an unwiderruflich zu den Ausgestoßenen. Trotz-

dem ging sie diesen Weg mit ganzer Klarheit und Freudigkeit und hat ihre Ehe niemals bereut.

Das einzig Schwere war nur, daß sie nur neunzehn Monate dauerte. Es wurde den Eheleuten in dieser Zeit ein Mädchen geschenkt, das den Namen Manorama erhielt, was so viel wie „Herzensfreude“ bedeutet. (Sie hat später der Mutter viel Freude bereitet und alle Arbeit mit ihr geteilt.) Schon nach eineinhalb Jahren glücklicher Ehe starb der Mann plötzlich an einer Cholera. Da stand Ramabai wieder allein, aber sie darf später bekennen: „Dieser große Kummer brachte mich Gott näher; ich fühlte, daß Gott mich schulte, und daß er selbst mich zu sich ziehen wollte.“

Wie kam sie zu dieser stillen Ergebenheit? Schon in Kalkutta war ihr eines Tages eine ins Sanskrit übersetzte Bibel geschenkt worden; aber damals hatte sie keinen Zugang zu diesem Buch gefunden. Jetzt in Silchar, wo sie mit ihrem Mann wohnte, trat ein Doppeltes ein: sie fand in ihrer Bücherei eine kleine Flugschrift. Nie hat sie erfahren, wie diese dahin kam. Sie fing an, sie zu lesen, und kam nicht wieder davon los. Es war das Evangelium des Lukas, in Bengali übersetzt. Das war die erste tiefere Berührung mit dem Evangelium, dem sie später ihr ganzes Herz geschenkt hat. Außerdem aber wohnte in Silchar ein Baptistenmissionar, Mr. Allen; er besuchte die junge Ramabai ab und zu und verkündete ihr das Evangelium und erklärte ihr das erste Kapitel der Genesis. Diese Geschichte von der Schöpfung war so ganz anders als alles, was sie in den Purana und Sastra darüber gelesen hatte, und interessierte sie außerordentlich. Sie machte ihr durchaus den Eindruck einer wahr-

ren Geschichte, aber sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, warum sie so dachte oder daran glaubte.

Fast wäre Ramabai schon zu der Zeit Christin geworden, aber ihr Mann wollte es nicht erlauben. Er hatte eine Missionsschule besucht und kannte die Bibel sehr gut, aber er wollte nicht Christ genannt werden. Noch viel weniger konnte er den Gedanken ertragen, daß seine Frau öffentlich getauft und Mitglied der verachteten Christengemeinschaft werden sollte. Er wurde sehr ungehalten und sagte, er werde Herrn Allen das Haus verbieten. Sie fügte sich damals ihrem Mann, erkannte aber später, warum er so bald von ihr gerissen wurde. Er wäre ihr wahrscheinlich ein Hindernis auf dem Wege zu Christus geblieben.

Ramabai selbst hat über ihr inneres Ringen in dieser Zeit geschrieben: „Ich suchte verzweiflungsvoll eine Religion; die Hindureligion war für mich hoffnungslos, die Brahmanenlehre zu unbestimmt, denn sie ist ja nur von Menschen gemacht: die nehmen und sammeln aus allen Religionen, was ihnen gut erscheint, und formen daraus eine Art Religion für ihren eigenen Gebrauch. Die Brahmanenlehre hat keine andere Grundlage als die jedem Menschen angeborene Erkenntnis von Recht und Unrecht und das Bewußtsein davon, das er mit der ganzen Menschheit gemeinsam hat. Sie konnte mich unmöglich befriedigen, wenn mir auch vieles darin besser erschien als die Lehren der orthodoxen Hindureligion. Meine Seele dürstete nach etwas Besserem. — Ich suchte verzweiflungsvoll eine echte Religion.“ — Es sollte bald die Stunde der Erfüllung dieser Sehnsucht schlagen.

Taufe und Entscheidung für Christus

Nach dem Tode ihres Mannes zog Ramabai mit ihrer Tochter nach Puna, einer der größten Städte in Maharaschtra und gewissermaßen dem Hauptquartier der Tschitbhawan-Brahmanen. Wenn sie den Kampf um die Befreiung der Frau aufnehmen und dem hier im stolzesten Machtgefühl sich breitmachenden Hinduismus entgegentreten wollte, so war Puna, die Stadt, in der ihr Vater während der letzten Zeiten des Marathareiches gelebt hatte, ein gut gewählter Ort. Kaum aber war sie da, wurde sie in schwere Kämpfe hineinverwickelt. Das geschah völlig gegen ihren Willen; sie hatte gedacht, still ihren Weg gehen zu können, sie wollte vor allem Englisch lernen (obwohl sie schon vier Sprachen kannte und sprach), aber es kam ganz anders: ihr Ruhm war ihr vorausgeeilt, und sie wurde sehr schnell der Mittelpunkt auch im politischen Leben. Zwei Gruppen waren in Puna: die eine unter Führung eines jüngeren Mannes Tilak wollte die alte hinduistische Orthodoxie wiederherstellen, die andere unter Ranade trat für große soziale und religiöse Reformen ein. Darum war Ramabai für die erstere Gruppe sehr bald die bestgehaßte Frau, von der andern wurde sie als Führerin im Kampf erkoren und verehrt. Es war sonderbar, wie sich an ihr die Gruppen schieden: die Neuerer schätzten Ramabais Begabung und Nächstenliebe, wogegen die ältere Generation zwar zugab, daß sie ein guter Mensch zu sein scheine, sich aber im stillen wunderte, wie sie so leben könne. In Ranades Augen glich sie den berühmten Frauen der Upanischaden; aber die orthodoxen Gelehrten der alten Schule erinnerten sich bei

ihrem Anblick des Sanskritverses: Unwahrheit, Gewalt, Betrug. Alle aber waren sich darin einig: sie war eine starke Persönlichkeit, sie machte überall tiefen Eindruck. Eine der führenden Frauen der Stadt urteilte damals über sie: „Ihre sanfte und wohlklingende Vortragsweise war ebenso bewundernswert wie die Art, in der sie den Gegenstand ihrer Rede behandelte. Außerdem besaß sie eine erstaunliche Geschicklichkeit, immer die Herzen ihrer Zuhörer für das zu gewinnen, was sie zu sagen hatte; die Folge war, daß jeder gebildete Mensch, ob alt oder jung, stolz auf sie war und sie bewunderte.“

Es ergab sich daher schon in den ersten Monaten, daß sie einen „Klub“ für indische Frauen gründete unter dem Namen „Arya Mahila Samadsch“, in dem man jeden Sonnabend zusammenkam. Vor Ramabais Ankunft hatte Frau Ranade ähnliche Zusammenkünfte veranstaltet, die nun mit diesen neugegründeten verschmolzen wurden; das hatte zur Folge, daß unter dem Zauber der anziehenden Persönlichkeit Pandita Ramabais viel mehr Teilnehmer erschienen als bisher. Die Hauptziele dieses Klubs lassen sich leicht nennen und erklären: Befreiung der Frau von bösen Bräuchen (z. B. Kinderehen, Knechtschaft der Unwissenheit usw.), die durch Überlieferung und alte Sitte in Indien üblich waren; Beseitigung der gegenwärtigen bejammernswerten Stellung der Frau in bezug auf Religion, Moral usw.; gebührende Höherstellung der Frau. Der Verein war der Mittelpunkt einer mächtigen Bewegung, von der die Befreiung der geknechteten Frauen des Landes ausgehen sollte. Ramabai beteiligte sich mit leidenschaftlichem Eifer an dieser Bewegung; unermüdlich zog sie innerhalb der Provinz von Stadt zu

Stadt, gründete überall Zweiggeseellschaften des Samadsch, erregte großes Interesse und rüttelte viele wenigstens für einige Zeit aus ihrer Gleichgültigkeit auf. Andererseits bekam sie auch bald zu spüren, wie viele in ihrer Trägheit nicht aufgerüttelt werden wollten oder durch die herrschenden Sitten völlig gebannt waren. Es kam darum vielmals auch ein Gefühl der Müdigkeit und der Verzagttheit über Ramabai; sie merkte mehr unbewußt als bewußt, daß sie zu diesem ihr aufgetragenen Kampf noch eine andere Kraft nötig habe, als sie bisher hatte. Selbstverständlich gab sie die Arbeit für die Befreiung der indischen Frauen nicht auf; im Gegenteil, sie tat mutige Schritte in der Richtung. Z. B. veröffentlichte sie einen schrecken-erregenden Bericht über die zu jener Zeit im indischen Mädchenschulwesen herrschenden Zustände. Von 99 700 000 unmittelbar unter britischer Oberherrschaft stehenden Frauen und Mädchen wurden (nach der Volkszählung von 1881) 99 500 000 als des Lesens und Schreibens unkundig gemeldet; der Rest von 200 000, die lesen oder schreiben konnten, hatte keine abgeschlossene Bildung; denn die Schulzeit der Mädchen fiel zwischen das siebente und neunte Lebensjahr. In dieser kurzen Zeitspanne kann sich das Mädchen höchstens die Fähigkeit aneignen, das zweite oder dritte Lesebuch der Landessprache lesen zu lernen, und eine ganz geringe Kenntnis im Rechnen, die nicht mehr als die vier Grundregeln umfaßt. Diese einfachen Tatsachen, die sich so deutlich von dem Hintergrund halsstarrigen und fanatischen Widerstands gegen die fortschreitende weibliche Aufklärung abhoben, lebten stets in Pandita Ramabais Vorstellung, und sie sah ihre Folgen im Abstieg des ganzen Volkes voraus. Bei der

Aufdeckung dieser und ähnlicher Mißstände schonte sie in keiner Weise die Selbstsucht und Feindseligkeit der Männer. Sie wagte Worte zu schreiben wie diese: „In neunundneunzig von hundert Fällen sind die gebildeten Männer des Landes dem Unterricht und der angemessenen Stellung der Frau feindlich gesinnt. Ihr kleinstes Vergehen wird zum Anlaß genommen, aus der Mücke einen Elefanten zu machen und ihren guten Ruf zu vernichten; oftmals bricht die arme Frau vor Kummer zusammen, wenn sie nicht sehr stark und tapfer ist. Auch wird es den Männern leicht, sich an die Behörden zu wenden, und ihnen schenkt man Glauben, während die Frauen stets den kürzeren ziehen Jedenfalls werden die Frauen, die doch die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, von der anderen Hälfte unterdrückt und grausam behandelt.“ Ramabai hatte den Mut, ohne jede Beschönigung die Dinge mit Namen zu nennen und auf Abhilfe zu drängen. Ein Erfolg dieser ganzen Arbeit war u. a., daß 1885 ein erstes Krankenhaus gegründet wurde, das in besonderer Weise von weiblichen Ärzten geleitet wurde, so daß nun die Frauen in vielen besonderen Fällen weibliche Hilfe in Anspruch nehmen konnten.

Gerade weil aber Ramabai je länger um so mehr merkte, daß sie allein nicht durchkommen würde mit ihrer Kraft, tat sie einen weiteren mutigen Schritt: sie setzte das schon früher angefangene Studium des Neuen Testaments in Puna fort. Sie hat dabei zwei Menschen als Freunde gehabt, die ihr weiterhalfen, einmal eine Miß Hurford, die zur englischen Hochkirche gehörte, und einen früheren Brahmanen, der vor vierunddreißig Jahren zum Christentum über-

getreten war, ein Reverend Goreh. Zumal letzterer wurde ihr ein geistlicher Führer und Vater. Es ging bei allem sehr langsam und schrittweise voran, Ramabai ist nicht durch ein plötzliches Erleben zum Glauben gekommen, sondern zunächst mehr verstandesmäßig überzeugt worden. Es war ein langer, stetiger Prozeß, der ihr die Augen öffnete und sie von ihrer väterlichen Religion löste. Daß es ein harter Kampf gewesen ist, wird sofort klar, wenn wir uns deutlich machen: unter den Führern der theistischen und sozialen Reformpartei hatte sie tüchtige und feurige Freunde. Die Wurzeln ihrer Kraft steckten tief in hinduistischen Gedankengängen, und das Lebenswerk, das sie sich erwählt hatte, schien eigentlich zu erfordern, daß sie dem Hinduismus treu blieb. Aber sie war eine Frau, die stets wagemutig der inneren Stimme folgte, und sie hatte einen Weg beschritten, auf dem es kein Zurück mehr gab.

Entscheidend zur inneren Lösung vom Hinduismus und zur Hinwendung zum Christentum hat ihre Reise nach England beigetragen. Um diese Reise mit ihrer Tochter durchführen zu können, mußte sie sich erst das nötige Geld verdienen. Das geschah durch die Herausgabe eines Buches über die „Moral für indische Frauen“, in dem sie ausführliche und anschauliche Ratschläge gab, wie eine Frau ihren Geist, ihren Charakter und ihr religiöses Leben bilden könne. Die Pflichten der Ehefrau gegen den Gatten, die Führung des Haushalts und die Kindererziehung werden eingehend behandelt. Das Buch hat vielen geholfen und machte großes Aufsehen. Sie erhielt auf diese Weise die Mittel für ihre Reise.

In England kam sie in einen Kreis lebendiger

Christen hinein, die durch Wort und Tat bewiesen, was es um echte Nachfolge Jesu ist. Trotzdem bleibt es überraschend, daß die junge Frau sich schon nach neun Monaten entschloß, sich taufen zu lassen. Dazu trugen viele Einzelerlebnisse bei: einmal die mütterliche Güte ihrer englischen Lehrerinnen, der Schwestern zu Wantage, die Ramabai in liebevolle Obhut nahmen. Sodann machte das Werk, in dem die Schwestern dort ihren Dienst taten, einen tiefen Eindruck auf die junge Kämpferin. Sie schreibt darüber später selbst: „Zum ersten Male in meinem Leben sah ich ein, daß etwas zur Besserung der sogenannten gefallenen Mädchen geschehen müsse, und daß Christen, die von den Hindus als grausam und unrein angesehen werden, gegen diese unglücklichen, in den Augen der menschlichen Gesellschaft erniedrigten Wesen gütig waren. Niemals hatte ich gesehen oder gehört, daß meine Landsleute, die Hindus, ähnliches für diese Art Frauen getan hätten Nachdem ich die Schwesternhäuser in Fulham besucht und die Werke der Barmherzigkeit gesehen hatte, die dort von den ‚Schwestern vom Kreuz‘ getan wurden, sah ich ein, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen Hinduismus und Christentum gab.“ Den entscheidenden Anstoß, sich zur Taufe zu melden, gab ein Buch und ein Brief ihres „Vaters“ Goreh und ein Gespräch mit einer Schwester. „Ich fragte sie, warum sie sich eigentlich so um die Gefallenen kümmerte, da las sie mir die Erzählung von Christus und der Samariterin vor und sein wundervolles Gespräch mit ihr über das Wesen echter Gottesverehrung und erklärte es mir. Sie sprach von Christi unendlicher Liebe zu allen Sündern. Er verachtete sie nicht, sondern kam, um sie zu retten.

Als ich das vierte Kapitel des Johannes-Evangeliums gelesen hatte, erkannte ich, daß Christus wahrhaftig der göttliche Heiland ist und nur er allein die zu Boden getretenen Frauen Indiens und aller übrigen Länder emporheben und wandeln kann.“

Ihr Tauftag war der 29. September 1883; also im Alter von etwa 25 Jahren tat sie diesen ersten entscheidenden Schritt. Es ist nicht ihr letzter geblieben, sie kam später noch in ganz andere Tiefen hinein. Aber es war eine erste Entscheidung, die sie mit großer Freude gefällt hat. Ihre eigenen Worte am Tage der Taufe geben es wieder, daß sie auf der einen Seite wirklich befreit war und doch spürte, was noch fehlte. So schreibt sie später: „Ich war verhältnismäßig glücklich und von großer Freude erfüllt, eine neue Religion gefunden zu haben, die weit vollkommener war als alle anderen Religionen, die ich bisher kennengelernt hatte. Ich wußte wohl, daß dieser Schritt meinen indischen Freunden und Landsleuten sehr mißfallen würde; aber ich habe ihn noch nie bereut. Ich dürstete nach etwas Höherem als dem, was die Hindusastra zu geben vermochten; ich fand es in der Bibel der Christen, und mein Durst war gestillt.“ — Ihre Tochter wurde mit ihr zusammen getauft, und sie sind auch später beide gemeinsam ihren Weg gegangen. —

Ramabai blieb dann noch ein Jahr in England, um ihre Sprachkenntnisse zu vertiefen, erlebte dabei aber auch vielfach innere Hilfe und Stärkung ihres Glaubens, vor allem in der Frauenschule in Cheltenham, in die sie 1884 als Schülerin und Lehrerin zugleich aufgenommen wurde. Sie lehrte Sanskrit und studierte Mathematik, Naturwissenschaften und eng-

liche Literatur, konnte aber auch an den regelmäßigen Bibelstunden der Leiterin Beale teilnehmen, die ihr viel gegeben und geklärt haben. Ein „neugeborenes Kind“ braucht ja viel Pflege, und die wurde Ramabai hier zuteil. Leider stellte sich schon damals ihre Schwerhörigkeit ein (die später zur Taubheit wurde), so daß sie nur mit Hilfe eines Hörapparats den Bibelstunden folgen konnte; aber es war gut, daß sie hier Gelegenheit hatte, sich weiter mit den Wahrheiten der Bibel zu beschäftigen. Miß Beale nahm nur die ersten Verse des Johannes-Evangeliums durch, aber Ramabai hat viel inneren Gewinn davon gehabt und ist in ihrem inneren Kampf wesentlich gestärkt worden.

Weiterer Kampf für Indiens Frauen

Das nächste bedeutsame Ereignis in Ramabais Leben war ihr Aufenthalt in Amerika. Sie reiste im Februar 1886 mit ihrer kleinen viereinhalbjährigen Tochter Manorama dorthin. Hier fand sie hilfreiches Entgegenkommen und Unterstützung für die Pläne, die allmählich in ihrem Innern immer greifbarere Gestalt annahmen.

Auch in Amerika ergab es sich wie in Puna, daß sich Menschen um sie sammelten, die die gleichen Ziele hatten und dasselbe wollten. Hier bekam der Zusammenschluß sogar den Namen „Ramabai-Verein“. Er hatte den Zweck, den indischen Kinderwitwen höherer Kaste Unterricht und Erziehung zu verschaffen. Selbstverständlich war das alles mit sehr viel Mühe verbunden; so reiste sie z. B. viele tausend Mei-

len quer durch die Vereinigten Staaten und Kanada, um Vorlesungen zu halten, und überall stieß sie auf viel Interesse. Ja, sie wurde durch diese Tätigkeit vielen Tausenden eine echte Führerin und blieb wahrlich nicht mehr die „einsame und verlassene Witwe“.

In Amerika hat Ramabai vor allem zwei Bücher geschrieben, einmal um sich dadurch wieder das nötige Geld für ihre weiteren Reisen und Dienste zu verschaffen, vor allem aber, weil sie einem inneren Auftrag folgte und sich die erkannten Wahrheiten vom Herzen schreiben mußte. Das erste Buch trägt den Titel: „Die Hindufrau der höheren Kaste.“ Mit diesem Buch wurde geradezu ein „tausendjähriges Schweigen“ gebrochen. Es gelang, Amerika und die Welt damit zum ersten Male (heute ist das weithin anders!) auf die Leiden der indischen Frauen aufmerksam zu machen. Leidenschaftlich, fast übertrieben konnte Ramabai schreiben: „In Indien leiden tausend und aber tausend junge Witwen und unschuldige Kinder unter unsagbarem Elend und sterben hilflos und verlassen Jahr um Jahr, aber kein Gelehrter, kein Mahatma hat je den Mut gehabt, für sie einzutreten und ihnen zu helfen.“ Es brachen auch bei ihr selbst tiefe Kindheitserinnerungen auf, die sie zu solchem Vorgehen trieben. In einem Brief hat sie von diesen Erlebnissen gesprochen und uns einen Blick in ihr Herz tun lassen (interessant auch, wie solche Eindrücke der Kinderjahre so lange haftenbleiben und dann oft geradezu aus dem Unterbewußtsein herausbrechen). Sie war als neunjähriges Kind Zeugin roher Mißhandlungen einer jungen Frau durch ihren Mann und ihre Schwiegermutter und schreibt: „Ihr Schreien schnitt mir ins Herz, und noch jetzt, nach fast dreißig Jahren,

„höre ich es Ich glaube, daß ich damals zuerst zu der heiligen Pflicht berufen wurde, den Mitschwestern mit allen meinen schwachen Kräften zu helfen.“

Es ist begreiflich, daß Ramabai von führenden Männern als die Wegbereiterin des neuen Indiens bezeichnet worden ist. Die Wirkung war überraschend: mit der Glut ihres Herzens begeisterte sie viele Menschen in Amerika und England. Vor ihrer Abreise von San Franzisko erhielt sie die Zusicherung, daß alle für die Errichtung einer Schule für Hinduwitwen höherer Kaste notwendigen Gelder gezahlt werden würden nebst einem Betriebskapital für mindestens zehn Jahre.

Fast ebenso wichtig für die ganze weitere Entwicklung der Frauenbewegung in Indien war das zweite Buch über ihre Reisen in Amerika. Es kommt in diesem Buch ergreifend zum Ausdruck, wie Ramabai es verarbeitet hat, als Inderin plötzlich Amerika zu erleben: sie war als Vertreterin einer der ältesten Zivilisationen der Erde dorthin gekommen, einer durch ihr eigenes Alter belasteten und ermüdeten Zivilisation, und plötzlich befand sie sich inmitten eines heiteren, lebensvollen Volkes, das sich seiner Jugend, seiner Freiheit und seiner Hoffnungen freudig bewußt war. Dies Erleben muß die Kraft der in ihrem Innern aufgespeicherten Empörung nur noch verstärkt haben. Sie hatte fast verzweifelt ihr Heimatland verlassen, das eben erst anfang, aus seinem vieltausendjährigen Schlaf zu erwachen. Es schien ihr fast unmöglich, seine Stumpfheit und seine Empfindungslosigkeit zu besiegen; aber es ist verständlich, daß in einem Lande wie Amerika alle ihre Bestrebungen verstärkt und neu belebt wurden. In ihrer Natur lag keinerlei Schwäche, trotzdem sie das Kind eines so uralten Volkes war; in

ihr war sozusagen Indien wieder jung geworden, und in den Bewohnern der Neuen Welt begrüßte sie eine der ihren verwandte Tatkraft. — Das alles schrieb sie sich nun in dem zweiten Buch vom Herzen und gab, damit verbunden, einen lauten Appell an ihre indischen Schwestern weiter. Der Zweck des Buches war, ihre Landsleute mit den Einrichtungen und Idealen eines von dem ihrigen so verschiedenen Landes bekannt zu machen, von denen sie, wie sie glaubte, unendlich viel lernen könnten. Ramabai schilderte darin die Geschichte seiner Entwicklung, das Familienleben seiner Bewohner, ihre Erziehungsmöglichkeiten, ihre religiösen Glaubensbekenntnisse und ihre Werke der Barmherzigkeit, kurz alle die Seiten westlichen Lebens, die möglicherweise ihr Volk zu einer würdigen Nach-eiferung anspornen könnten. Sie wollte damit aufs neue versuchen, die hartnäckigen Vorurteile ihrer Landsleute zu beseitigen, die der fortschrittlichen Entwicklung der Frauen „aus Gründen der Unwissenheit, Eifersucht und Selbstsucht“ so feindselig gegenüberstanden. Im Gegensatz dazu schildert sie die großen Errungenschaften der amerikanischen Frau, von der Indien lernen muß, was Frauen, wo es auch immer sei, leisten können. „Ich glaube nicht“, schreibt sie zusammenfassend, „daß Wohlfahrtseinrichtungen ohne Frauenhilfe überhaupt auf die Dauer bestehen können. In unserer Heimat kommen die Frauen niemals mit leeren Händen, um eine Purana anzuhören oder ihr Gebet im Tempel zu verrichten. Immer bringen sie dem Puranika irgendeine Gabe dar, entweder Geld oder Früchte, eine Blume oder wenigstens eine Handvoll Reis. Und trotzdem lehrt der Hinduismus, daß alle Schlechtigkeit der Welt in der Frau verwurzelt

ist; sie ist die Fessel an den Füßen des Mannes. Wer Erlösung anstrebt, darf sie nicht einmal anblicken. Sie darf weder die heiligen Schriften studieren noch in den Vedas lesen: kurz gesagt, die Frau ist das Verderben des Mannes.“ Sie fügt dann dankbar und betend hinzu: „Was Männer mit all ihrer Gewalt, ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Führerschaft in tausend Jahren nicht durchsetzen konnten, das haben unwisende, schwache und verachtete Frauen vollbracht. Preis und Dank sei dir, o Gott, der du auf diese Weise, um die Macht der Selbstsucht zu brechen, dich derer bedienst, die von der Welt verachtet werden! Ein Strohalm in deiner Hand wird stark wie ein Blitzstrahl.“

Wie ein Blitz aus dunklem Himmel hat dies Buch tatsächlich gewirkt, obwohl oder weil es in einer reizvoll schönen Sprache ihres Landes geschrieben war. Gott gebrauchte seine eifrige Jüngerin auch auf diesem Wege, um vielen Menschen, zumal Frauen, zu helfen, ja um Indien und die Welt wachzurütteln und den Kampf gegen das Elend der Frauenwelt in Indien aufzunehmen.

Aber Gott hatte noch mehr mit Ramabai vor, und sie erkannte es und ging gehorsam ihren von Gott gewiesenen Weg weiter.

Sarada Sadan, das Hilfswerk für Hinduwitwen

Nach Indien zurückgekehrt, war es nicht ihr Hauptanliegen, jetzt für ihre siebeneinhalbjährige Tochter dazusein (das geschah auch, und die Freude war auf beiden Seiten groß), sondern nun auch praktisch den

indischen Frauen, zumal den Witwen, zu helfen. Ramabai gründete darum am 1. März 1889 in Tschau-patty, einem Stadtteil Bombays, das Frauen- und Witwenheim Sarada Sadan, d. h. „Stätte der Weisheit“. Zuerst waren es fünf Witwen, die aufgenommen wurden; später waren 25 Witwen und Schülerinnen im Heim untergebracht.

Selbstverständlich gab die Gründung dieses Heims sofort Anlaß zu vielen Gesprächen und damit leider auch zu vielen Anfeindungen; zumal der Gegner Ramabais aus der früheren Zeit, Tilak, stand ihr schroffer denn je gegenüber.

Die Hauptschwierigkeit der ganzen Frage lag darin, inwieweit die Hausmutter den Grundsatz, den sie hatte und auch öffentlich herausstellte, sie gewähre volle religiöse Freiheit in der Anstalt, wirklich durchführen konnte, denn — sie war eben doch Christin und konnte das nicht verbergen, im Gegenteil, sie hatte eine solche Anziehungskraft und stand so mit ihrem ganzen Leben und ihrer Tat hinter allem, daß es ja kaum zu vermeiden war, wenn die Menschen sich auch ihrem Glauben gegenüber aufgeschlossen zeigten und danach fragten, ob sie nicht auch Christen werden könnten. Ramabai hatte erklärt, daß in religiösen Angelegenheiten nicht der geringste Zwang ausgeübt werden solle, sondern daß es jeder Bewohnerin ihrer Anstalt freistünde, ganz nach ihrem Belieben den religiösen Bräuchen ihres Glaubens zu folgen. Sie befand sich aber in einer sogar von ihren Gegnern anerkannten besonders schwierigen Lage; denn trotz des ehrlichsten Willens, ihr Versprechen religiöser Neutralität zu halten, mußte die Tatsache, daß sie eine Christin und dabei noch

eine ganz besonders anziehende Persönlichkeit war, die Gemüter derer beeinflussen, die in Verehrung und Liebe zu ihr aufsahen. Es war ihr unmöglich, sich um der religiösen Neutralität willen eines Einflusses zu entäußern, der ihr von Natur aus gegeben war und durch göttliche Gnade noch verstärkt wurde. Dankbarkeit und Liebe ihrer Schutzbefohlenen für die, die ihnen Freiheit und neue Hoffnung gebracht hatte, mußten naturgemäß auch das Interesse für den Glauben wecken, dem sie das verdankte, was sie geworden war. Und wirklich verbreitete sich bald das Gerücht, zwei der in der Anstalt wohnenden Witwen wären heimlich zum Christentum übergetreten. Daraufhin wurden die Angriffe noch heftiger.

Was tat denn Ramabai? Sie leitete die Anstalt, sie half den Menschen, die zu ihr kamen, mit Rat und Tat, daneben aber hielt sie täglich eine Morgenandacht für sich selbst und ihre Tochter. Dazu wurde niemand eingeladen, aber auch nicht abgewiesen, wer kommen wollte. Was geschah? Es kamen immer mehr freiwillig in diese Morgenstunde und nahmen gern teil. Eine der Hausgenossinnen erzählte später: „Als wir eines Morgens in das Zimmer kamen, in dem Ramabai mit ihrer Tochter Manorama ihre Morgenandacht hielt, fanden wir acht der älteren Mädchen auf einem Ruhebett sitzen und aufmerksam dem Vorlesen aus der Marathi-Bibel zuhören. Als Ramabai niederkniete und ein inbrünstiges Gebet sprach, knieten auch die Mädchen ehrfürchtig nieder. Zum Schluß ging jedes Mädchen zu Ramabai, sie sagte jedem ein gütiges Wort und gab ihm einen Kuß. „Dies ist meine Privatandacht“, erklärte Ramabai. „Keines der Mädchen ist aufgefordert worden hereinzukommen, aber

eine nach der anderen kam von selbst. Im Anfang, als sie mich mit Manorama beten hörten, blickten sie verstohlen und neugierig durch die Tür; dann kamen sie allmählich herein, jedesmal ein wenig näher. Manchmal setzten sie sich auch; sobald ich aber niederkniete, gingen alle fort; jetzt bleiben alle da.“

Man kann gut verstehen, daß solche Vorkommnisse zu Mißverständnissen und damit auch zu Angriffen auf die ganze Arbeit Ramabais führten; zeitweilig gab es sogar heftigen Widerspruch, auch als die Schule im November 1890 nach Puna verlegt wurde. Die Ortsveränderung änderte nichts an der Heftigkeit der Angriffe auf die Schule und deren Oberhaupt. „Zeitweise“, schreibt Ramabai in einem Briefe kurz nach der Übersiedlung nach Puna, „ist der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt und sieht aus, als würde er nie wieder hell.“

Das ging drei Jahre so weiter. Bald war es stiller, und die Arbeit konnte ihren ruhigen Gang gehen, bald ging es wieder stürmischer zu, und die Arbeit schien gefährdet. Zuletzt kam es 1893 zu einer offenen Erklärung selbst der führenden Freunde, sie könnten die Verantwortung nicht mehr tragen und müßten aus dem Vorstand austreten. Die Erklärung, die dabei abgegeben wurde, spricht für sich und zeigt nur zu deutlich, welch ein Einfluß von diesem Haus und seiner Leiterin ausging: „Wir haben gewichtige Gründe, anzunehmen“, schrieb man, „daß viele Mädchen überredet werden, an Ramabais Hausandachten regelmäßig teilzunehmen und die Bibel zu lesen, und daß ihnen christliche Lehren beigebracht werden. Pandita Ramabai hat von jeher tatkräftigen Missionseifer gezeigt, indem sie die Eltern oder Vormünder der Mäd-

chen bat, ihnen die Anwesenheit bei ihrer Andacht zu gestatten, und in einem Falle sogar, sie Christin werden zu lassen. Auch bestätigt man uns, daß zwei Mädchen ihren Angehörigen mitgeteilt haben, daß sie zum Christentum übergetreten seien. Ein derartiges Abweichen vom ursprünglichen Übereinkommen wird unserer Ansicht nach das Fortbestehen der Anstalt gefährden und ihr die allgemeine Sympathie entziehen. Wir bedauern, daß unsere persönlichen Vorstellungen der Pandita Ramabai gegenüber erfolglos geblieben sind.“

Ramabai ließ sich aber durch all diese Dinge nicht beeinflussen, sondern tat ihren stillen Dienst weiter und — — wurde vielfach durch Gott bestätigt. Nicht wenige Menschen haben mit großer Dankbarkeit bezeugt, was ihnen dieses Heim bedeutet hat und welch ein Segen von ihm ausgegangen ist. Es seien nur zwei Beispiele genannt, die dafür kennzeichnend sind: die erste in die Sarada Sadan aufgenommene Witwe gehörte der höchsten Kaste an, und vier Jahre später, als der Sturm der Verleumdungen am heftigsten tobte, heiratete diese am Jahrestag der Schule „einen hochachtbaren jungen Mann ihrer eigenen Wahl“. Das, was Pandita Ramabai für ihre Schwestern zu vollbringen suchte, ist in dem Schicksal inbegriffen, von dem diese junge Witwe erlöst, und dem anderen, dem sie zugeführt wurde. Von der genannten Witwe heißt es: „Sie wurde mit 15 Jahren Witwe, — ein unwissendes Kind, das weder lesen noch schreiben konnte. Ihr Schwager hatte ihr sämtlichen Schmuck weggenommen . . . Ihre feine Wäsche wurde durch ein grobes Gewand ersetzt, fortan das Abzeichen ihrer Schande. Ihr Haar wurde abrasiert, und die schimpflichste Behandlung wurde ihr zuteil. Sie mußte bet-

teln oder verhungern, Arbeit gab man ihr nicht. In ihren kleinen Korb warf man Unrat statt Lebensmittel, und auf ihre flehentlichen Bitten waren höhnische und beleidigende Worte die einzige Antwort. Dreimal faßte sie den Entschluß, ihrem elenden Dasein ein Ende zu machen, aber die Angst vor einer zweiten Geburt als Frau hielt sie davon zurück. Sie hörte von Ramabais Schule und flüchtete sich dorthin, ungeachtet der Verwünschungen ihrer Angehörigen, die sie mit Verstoßung, Verlust ihrer Kaste und ihrer Religionsgemeinschaft und allem Unglück, das es nur gab, bedrohten.“ — Vier Jahre lang lebte sie mit neuerweckter Hoffnung bei Ramabai, und sie, die sonst weder Heim noch Glück je kennengelernt hätte, verließ sie, um einen hochstehenden und bedeutenden Mann zu beglücken. So wurde ihr Leben verwandelt und alles ihr zuvor Geraubte ihr aufs neue geschenkt. Sie wurde die Mutter hervorragender Söhne und beteiligte sich an der Arbeit ihres vortrefflichen Mannes, der für die Frauen und besonders für die Witwen kämpfte.

Diesem Beispiel könnten noch viele ähnliche Fälle gleicher Leiden und gleicher Verachtung zur Seite gestellt werden, wenn auch nicht mit ähnlichem aufsehenerregendem Ausgang. Die Pandita erzählt, wie 1891, inmitten der erbittertsten Angriffe gegen ihre Erziehungsanstalt, ihre Freundin, Frau Ramabai Ranade, auf dringendes Ersuchen einiger der heftigsten Gegner der Schule, eine arme verfolgte Brahmanenwitwe mit ihrem Kinde zu ihr brachte. „Die Nachbarn konnten die schmachvolle Behandlung der Armen nicht länger mit ansehen . . . und alle nannten unsere Sarada Sadan als den einzigen Ort, an den sie sich retten könne.“ Da ihnen keine andere Wahl blieb, so

siegte das Mitleid über die Vorurteile. „Finden Sie es nicht sehr merkwürdig“, fügte die Pandita hinzu, „daß nach all den Stürmen, die uns umtobten, und nachdem unsere Feinde ihr Möglichstes getan hatten, um unsere Motive zu verleumden, . . . einige der orthodoxesten und bigottesten Frömmeler eine Witwe in unsere Schule schickten?“ So setzte sich in den Herzen vieler der Kampf fort zwischen der Furcht vor der öffentlichen Meinung und der Bewunderung für eine, die genug Glauben und Mut hatte, um Vereinsamung und Verleumdungen von seiten ihrer Landsleute ihrer leidenden Schwestern wegen auf sich zu nehmen.

Eine Zeitung konnte nach vierjährigem Bestehen schreiben: „Die Geschichte von Pandita Ramabais Sarada Sadan sollte mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet werden. Der Wagemut einer Hindufräule schuf sie, und amerikanische Freigebigkeit erhält sie.“

Die Pandita hatte in Indien ein Feuer entzündet, das sich seitdem langsam, aber stetig weiter ausbreitete, bis es zu einer Flamme emporwuchs, mächtig genug, um alle dunklen Gebiete des weiten Reiches zu erhellen.

Der volle Durchbruch zu echtem Glaubensleben

Wichtiger als diese Arbeit und ihre starke Entwicklung und Wirkung ist der innere Fortschritt, der sich in der Seele Ramabais in diesen Jahren vollzog. Nur dadurch war sie in der Lage, je länger um so mehr der echte Mittelpunkt der aufblühenden Arbeit zu sein und zu bleiben.

Es gibt Glaubensüberzeugungen, die echt sind, wo aber mehr oder weniger nur der Kopf erfaßt ist, dagegen weite Gebiete des Lebens nahezu unberührt sind. Das war nach der Taufe Ramabais nicht ganz der Fall, aber es stimmte doch in etwa. Sie hatte ohne Frage in Wantage etwas gefunden, was ihr wesentlich half: einen Glauben, der Wurzeln hatte und Früchte trug. Vater Goreh hatte ihr durch seine Briefe geholfen und die andern durch ihre Werke der Barmherzigkeit ihren Verstand überzeugt. Auch war sie nicht mehr einsam und unglücklich wie früher; in England und Amerika hatte sie warmherzige Freunde. Und doch lebte eine innere Unruhe in ihr. Sie bekennt selbst: „Ich hatte mit großen intellektuellen Schwierigkeiten zu kämpfen, und meine Seele sehnte sich nach etwas, das ich noch nicht gefunden hatte.“

Hinzu kam, daß sie zumal in Amerika durch viele verschiedene Lehren und Gruppen, die sie traf, ganz verwirrt wurde, eine Not, die im Grunde jeder Christ durchmacht und empfindet: jede Gruppe gründete ihre besonderen, von denen der anderen Gruppen abweichenden Dogmen auf Bibelaussprüche. Kaum jemand kann sich vorstellen, welchen Eindruck dieses „Babel ganz verschiedener Bekenntnisse in christlichen Ländern“ auf sie machte.

Wir müssen auch erkennen, daß selbst das Erlebnis der Taufe bei Ramabai keine entscheidende Bedeutung gehabt und keinen innersten Eindruck hinterlassen hat (woraus wir vor allem auch im Blick auf die vielfachen Streitigkeiten der Christen über die Taufe lernen sollten, die Taufe nicht zu sehr zu betonen und zu bewerten. Nicht irgendein Taufakt, sei er auch in ganzem Gehorsam vollzogen, sondern nur

die tiefe und immer tiefere Begegnung mit Christus und seinem Wort selbst erreichen uns im Innersten und formen uns weiter). — Ramabai hat niemand einen Vorwurf gemacht; „niemand war schuld“, schreibt sie, „daß ich Christus noch nicht ganz gefunden hatte. Meine Seele war damals noch zu stumpf, um die Lehren der Heiligen Schrift zu erfassen. Die ganze Bibel lag vor mir, aber ich hatte meine Zeit zum Studium anderer Bücher über die Bibel verwendet, anstatt die Bibel selbst zu studieren, wie ich es hätte tun müssen Nach meiner Rückkehr aus Amerika las ich keine Bücher über die Bibel mehr, sondern las nur noch täglich in der Bibel selbst.“

Bibellesen allein aber hilft auch in den seltensten Fällen, weil sie nicht so leicht zu verstehen ist und wir allermeist ohne einen rechten Helfer nicht weiterzukommen pflegen. Gott gebrauchte auch die große Not, die sie täglich sah, und die Riesenverantwortung, die auf ihr lag, dazu, sie in neue Sehnsucht nach echtem Leben hineinzuführen. Im Zusammenleben mit den unglücklichen, ihrer Obhut anvertrauten Kindern, in der durch deren Pflege verursachten Mühsal und der Unruhe, die ihr der Widerstand feindlich Gesinnter bereitete, begann ihre Seele völlig zu erwachen.

In dieser Gemütsverfassung fiel ihr ein Buch von Mr. Haslam, Prediger der englischen Kirche, in die Hände: „Aus dem Tode in das Leben“. Das Buch erzählt die Geschichte seiner Bekehrung und zeigt den außerordentlichen Einfluß, den diese auf seine Predigten ausübte. Es veranlaßte sie, zu überlegen, wo sie eigentlich stand, und was sie am nötigsten brauchte. Das Nötigste für sie war, wie ihr schien, eine innere Wandlung, die sich bisher noch nicht in ihrem Geiste

vollzogen hatte. Ihr Glaube war noch zu äußerlich, zu verstandesmäßig. Die ersten Jahre nach ihrer Taufe fühlte sie sich verhältnismäßig glücklich, eine Religion gefunden zu haben, die Männern und Frauen gleich zugänglich war, und die keinen Unterschied der Kaste, der Farbe oder des Geschlechts kannte. Aber jetzt genügte ihr das nicht mehr.

Am besten muß sie selbst weitererzählen und bezeugen, was ihr in dieser Lage geschenkt wurde. Sie hat uns glücklicherweise klar in ihr inneres Erleben dieser Zeit hineinschauen lassen: „Nachdenken konnte mir nicht helfen. Ich war an den Grenzen meines Seins angekommen; da übergab ich mich bedingungslos dem Heiland; ich bat ihn, mir gnädig zu sein, meine Rechtfertigung und meine Erlösung zu werden und alle meine Sünden von mir zu nehmen.

Nur wer in ähnlicher Lage zur Erkenntnis seiner Sünden gelangt ist und sich so gesehen hat, wie Gott ihn sieht, kann das Gefühl verstehen, als sei uns eine schwere, unerträgliche Last vom Herzen genommen. Ich will nicht zu schildern versuchen, wie und was ich damals empfand, als ich mich bedingungslos hingab und wußte, daß ich nun eine Rebe am wahren Weinstock und ein Gotteskind durch Jesus Christus, meinen Heiland, sein durfte. Es ist mir unmöglich, alles, was Gott für mich getan hat, zu sagen: ich muß ihn nur preisen und ihm danken für seine göttliche Gnade, die er mir, dem ärgsten Sünder, erwiesen hat. Der Herr war es, der mir zuerst das Verderben der Sünde zeigte und die schreckliche Gefahr ewigen Höllenfeuers, in der ich schwebte, aber auch die große Liebe Gottes, mit der er also die Welt geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab (Joh. 3, 16).

Die Bibel sagt, Gott wartet nicht darauf, daß ich mir seine Liebe verdiene, sondern er schenkt sie mir ohne mein Verdienst. Sie sagt auch, daß Christus keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen kennt.

Ich weiß nicht, ob irgendeiner meiner Leser jemals das Gefühl gehabt hat, in einem stockfinstern Raum eingesperrt zu sein und im Dunkeln umhertappend etwas zu suchen, dessen er dringend bedurfte. Ich denke dabei an den Blinden, dessen Geschichte im neunten Kapitel des Johannes-Evangeliums erzählt wird. Er war blind geboren und vierzig Jahre lang blind gewesen; dann aber fand er den Einen, den Mächtigen, der ihm das Augenlicht schenkte. Wer wäre imstande, sein Entzücken zu schildern, als er plötzlich das Licht des Tages erblickte, nachdem er längst die Hoffnung aufgegeben hatte, es je zu sehen? Selbst der von göttlicher Eingebung erfüllte Evangelist hat es nicht versucht. Ich kann nur einen schwachen Begriff von dem geben, was ich empfand, als ich, die ich bisher in Finsternis gelebt hatte, plötzlich helles Licht sah, als ich gewiß ward, daß mir, die ich wenige Augenblicke zuvor noch im Reich und Schatten des Todes saß, das Licht aufgegangen war

Ich schaute auf den heiligen Gottessohn, der ans Kreuz erhöht wurde und dort den Tod erlitt an meiner Statt, auf daß ich von der Knechtschaft der Sünde und der Todesfurcht befreit würde und Leben empfinde. O diese Liebe zu mir, dem verlorenen Sünder, diese unaussprechliche Liebe des Vaters, der seinen eingeborenen Sohn hingab, um für mich zu sterben! Solche Liebe verdiente ich nicht, aber gerade deshalb erzeugte er sie mir.“ —

Das Außergewöhnliche an ihrer Erzählung ist die

überzeugende Kraft und Lebendigkeit des von ihr beschriebenen Erlebnisses. Sie spricht von „einer schweren, unerträglichen Last, die ihr vom Herzen genommen wird“, und wiederum von tiefster Finsternis und urplötzlich erstrahlendem Licht. — Durch das Erlebnis jenes Tages wurde Pandita Ramabai in die große Bruderschaft der Heiligen aufgenommen.

„Ein neues Leben fing für mich an“, sagt sie 1891, acht Jahre nach ihrer Taufe. Die Seligkeit, von der sie bei ihrer Taufe nur einen Vorgeschmack gehabt hatte, empfand sie jetzt in Überfülle. „Mein Leben ist so von Seligkeit erfüllt, daß sie mich fast überwältigt und ich sie kaum fassen kann Alle Reichtümer, alle Vorteile, alle Freuden dieser Erde können sich nicht mit der Seligkeit des Erlöstseins messen.“

Man kann nur anbetend vor diesem Bekenntnis der klugen und tapferen Frau stehen, aber es weckt im Herzen jedes echten Christen ein tiefes Echo, selbst wenn jeder es wieder anders erlebt und erleben muß, weil er von Gott anders geformt ist. Nicht jeder wird es in so überschwenglicher Freude erfahren und bezeugen können, aber jeder weiß um das neue und tiefere Erfülltwerden mit dem Geist Jesu Christi. Er will ja nichts anderes als mehr und mehr von uns Besitz ergreifen und uns in sein Bild umgestalten.

Selbstverständlich blieb ihr Erleben nicht verborgen, sie konnte es ja auch nicht für sich behalten. Beim besten Willen konnte jetzt der Grundsatz völliger Neutralität nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die Glut eines solchen Erlebnisses ließ sich nicht verheimlichen, sie mußte offenbar werden.

Eine erste Folge dieser Erfahrungen war, daß im November 1895 zwölf junge Mädchen der Sarada

Sadan sich zu Christus bekannten und getauft wurden. Wohl hatten sich in der Schule schon früher Einzelne zum Christentum bekannt; dies aber war das erste Anzeichen, daß die christliche Atmosphäre der Schule und der Einfluß der christlichen Lebensführung derer, die sie leiteten, sich mächtig auswirkten. Als die nichtchristlichen Freunde der Pandita ihr Verhältnis zur Anstalt lösten, erwartete und glaubte man allgemein, das sei ihr Ende. Zwanzig Schülerinnen wurden von ihren Eltern sofort gezwungen, die Schule zu verlassen. Aber die Witwen, denen sie zu helfen versuchte, teilten keineswegs die Ansichten der Fernstehenden. Das gute Werk wurde weitergetrieben. „Überall“, schreibt die Tochter Ramabais, „hörten die jungen Witwen die Männer von einer schrecklichen Frau namens Pandita Ramabai sprechen, die den Witwen Gutes tat, und da dachten viele von ihnen still für sich: Wenn es einen solchen Ort gibt, an dem man eine Witwe willkommen heißt, so möchte ich wohl gern dorthin gehen. Und so gingen sie weiter hin wie zuvor.“ 1896 befanden sich bereits mindestens neunundvierzig Witwen in der Schule.

Dabei aber blieb Ramabai nicht stehen und konnte es nicht tun. Jetzt zog sie geradezu auf Entdeckungreisen aus und tat bewußt Missionsdienst für ihren Herrn, der sie beschlagnahmt hatte. Sie wollte auch in Nord-Indien erfahren, wie es um die jungen oder alten Witwen bestellt war, um vielleicht einige herauszurufen aus ihrem Elend und zu Christus zu führen. Im folgenden schildert sie, was sie bei einer Reise nach Brindaban, dem berühmtesten aller religiösen Heiligtümer, die Krishna geweiht sind, erlebte: „Einer meiner Freunde sagte mir, daß dort sehr

viele ganz arme und verlassene Witwen lebten, die fast verhungerten. Deshalb entschloß ich mich, dorthin zu reisen und mich mit eigenen Augen von der wirklichen Lage der armen Mädchen zu überzeugen.“ Sie verkleidete sich als sannyasi, d. h. Bettelmönch, und betrat die Stadt wie so viele andere als Pilger. Sie wußte, daß sie einzig und allein auf diese Weise die Wahrheit erfahren würde. „Als Bettelmönch verkleidet, unbekümmert um das Gerede der Leute und um das, was mir etwa zustoßen könnte, wanderte ich mit offenen Augen durch die ganze Stadt von Haus zu Haus, um die Lage der Witwen zu ergründen. Ich sah Hunderte und aber Hunderte — besser gesagt Tausende junger und alter Witwen, die alljährlich zu diesen Stätten pilgern und dort den Priestern in die Hände fallen Sobald die armen Geschöpfe altern und ihre Reize verlieren, werden sie auf die Straße gestoßen und sich selbst überlassen Die Gemeinheit, das Elend und die unbarmherzige Grausamkeit der Männer und Frauen, die ich dort allseits erlebte, spottet jeder Beschreibung.“

Sie aber sah nicht nur, sondern sie half Jann auch nach Kräften, und nicht wenige dieser armen Menschen suchten Hilfe bei ihr und fanden sie bei Christus in dem Heim, das Ramabai leitete.

Nun aber fingen bei der Hausmutter noch andere Quellen an zu sprudeln, weil ihre Freude am Herrn Christus immer größer wurde. Man kann sie kaum als eine besondere Dichterin bezeichnen, aber der in allen Menschen lebende Drang, zu singen, wenn wir froh sind, scheint bei den Indern ganz besonders ausgeprägt zu sein, und so mußte auch sie singen. Im Gesangbuch der christlichen Marathi-Kirche sind drei

geistliche Lieder von ihr enthalten. Zwei davon sind Übersetzungen von: „Einen Freund fand ich in Jesus“, und: „Warst du schon bei Jesus, beim Erlöserblut?“, und auch das dritte ist ganz von der Liebe und dem Ruf zum Kreuz erfüllt. Von diesen Dingen — von Liebe und Opfer und der Seligkeit in Gott — lebte sie, und wer ihr von diesen unsterblichen Dingen sprach, sprach zu ihrer Seele.

Es war so, wie es bei vielen zumal empfindlichen Menschen oft der Fall ist: der Name Jesu oder der Hinweis auf seinen Kreuzestod löste sofort den Widerhall tiefster Dankbarkeit in ihr aus.

Selbstverständlich suchte sie nun noch mehr als früher bewußte Förderung durch Teilnahme an allen möglichen Gottesdiensten und Veranstaltungen. An eine Zeltmission denkt sie mit besonderer Dankbarkeit und schreibt darüber: „Die letzte Zeltmission, der ich in Lanauli beiwohnte, bereitete mir ganz besondere Freude; denn fünfzehn meiner Schülerinnen, die an Jesus Christus glaubten und sich schon öffentlich zu ihrem Heiland bekannt hatten, begleiteten mich. Inmitten der Sorgen und Prüfungen jener Zeit freute ich mich innig der fünfzehn unsterblichen Seelen, die ich meine mir vom Herrn geschenkten geistlichen Kinder nennen durfte. Mein Herz war von Glück und Frieden erfüllt, und ich dankte dem himmlischen Vater, der mir fünfzehn Kinder gegeben hatte. Da gab mir der Heilige Geist ein, den Herrn zu bitten, er möge mir gnädig sein und die Zahl meiner geistlichen Kinder noch vor der nächsten Zeltmission verdoppeln Dann bat ich Gott, mir doch eine Antwort auf meine Bitte geben zu wollen, und gnädig gab er mir folgende Worte ein: Siehe, ich, der Herr, bin ein

Gott alles Fleisches. Sollte mir etwas unmöglich sein?“ (Jer. 32, 27).

Es wird dadurch klar, wie Ramabai durch all ihr neues Erleben von Stufe zu Stufe weiterkam oder, biblisch gesagt, von Klarheit zu Klarheit geführt wurde und im Glauben und in der Heiligung wachsen durfte. Alles aber setzte sich bei ihr sofort um in neuen Dienst für ihre Umgebung, vor allem für die indische Frauenwelt.

Mukti, ein Werk des Gehorsams und des Glaubens

Am Ende des Jahres 1896 brach eine große Hungersnot über das Land herein. Sie wütete hauptsächlich in den Mittelprovinzen Indiens. Für ein Volk, das von den Erzeugnissen des heimatlichen Bodens lebt, gibt es kein schrecklicheres Schicksal als das Ausbleiben des alljährlichen Regens. Wenn dies in früheren Zeiten eintrat, so blieb den Menschen nichts anderes übrig, als zu sterben: im ganzen Land starben sie dann zu Tausenden, ja zu Millionen. Jetzt schien wieder eine solche Zeit gekommen zu sein. Da wachten erschütternde Erinnerungen bei Ramabai auf, als sie, fast noch Kind, während einer früheren Hungersnot die zunehmende Ermattung und Schwäche ihres Vaters mit ansehen mußte, als sie Nahrung für ihre sterbende Mutter erbettelte und sie selbst und ihr Bruder ihr Leben mit Blättern und wilden Beeren fristeten. Außerdem hatte sie ein weiches, mitfühlendes Herz und wurde von den Leiden ihrer Mitmenschen tief ergriffen. Es war ihr unmöglich, behaglich und im Überfluß zu Hause zu sitzen, während Tausende Hungers starben. Vor allem aber stand sie im

Gehorsam gegenüber ihrem Herrn und schritt auf dem einmal erkannten Pfade des göttlichen Gebotes tapfer vorwärts. Zuerst war sie von der Knechtschaft und Unwissenheit der Frauen ihres Landes schmerzvoll ergriffen worden, sodann vom jammervollen Los der Witwen ihrer eigenen Kaste, der Opfer alter, grausamer Traditionen. Je mehr sie aber durch Lieben den Sinn der Liebe erkannte, desto grenzenloser wurde ihre Liebe.

Sie läßt uns auch in dieser Lage ihres Lebens ganz offen in ihr inneres Leben und Überlegen hineinschauen. Ihr gesunder Menschenverstand sagte: „Es ist richtiger, du bleibst hier und tust hier, was es zu tun gibt; um das zu vollbringen, was du gern möchtest, fehlen die Mittel und Kräfte. Du hast nur beschränkten Einfluß und bist nicht verpflichtet, dem hungernden Volke beizustehen. Wie sollte denn eine schwache Frau allein den sterbenden Tausenden helfen können? Außerdem tut die indische Regierung und eine große Anzahl wohlthätiger Leute, was sie nur irgend können für die Armen und Notleidenden. Du kannst dort nichts nützen.“ Aber Gründe des gesunden Menschenverstandes haben noch nie „die Welt auf den Kopf gestellt“ oder das Himmelreich auf Erden geschaffen. Ramabai lauschte auf die Stimme eines andern, dessen Gebote keinen Widerspruch duldeten. „Lauter und immer lauter“, sagt sie, „sprach Gottes Stimme in meiner Seele: Denn du sollst gedenken, daß du Knecht in Ägypten gewesen bist und der Herr, dein Gott, dich von dannen erlöst hat. Darum gebiete ich dir, daß du solches tust. Da konnte ich nicht länger untätig bleiben und trat die Reise nach den Mittelprovinzen an.“

Was sie zu sehen bekam, war so schrecklich, daß ihr das Blut fast erstarren wollte. Sie hat nur einiges davon beschrieben, das aber war schon so furchtbar, daß es einem noch heute ans Herz greift: „Hungersnot inmitten der Regenzeit! Die unglücklichen Geschöpfe, nur notdürftig mit tiefenden Lumpen bekleidet, ohne schützendes Dach, litten schreckliche Qualen durch Hunger und den bitterkalten Wind. Eng aneinandergedrängt lagen sie zitternd vor Frost unter Bäumen oder dicht an Mauern: Männer, Frauen, Kinder, alt und jung, alle durcheinander, nicht leben und nicht sterben könnend. Und zu diesem körperlichen Elend gesellten sich noch viel schlimmere Übelstände, die ihren aufmerksam beobachtenden Augen nicht entgingen. Lasterhafte Männer und Frauen spähen überall nach jungen Mädchen und Frauen umher Sie trieben Großhandel mit jungen Mädchen, die ihre Familie und ihr Heim verlassen mußten, um Nahrung zu suchen Gott möge den jungen Mädchen und Frauen gnädig sein, die gezwungen sind, in den Hilfslagern und Armenhäusern Zuflucht zu suchen! Der Anblick des jammervollen Zustandes dieser armen Verlassenen erinnerte mich an die Lage, in der ich mich vor etwa zweiundzwanzig Jahren befand. Noch heute preise und danke ich Gott, daß er es uns in unserer höchsten Not erspart hat, in ein Hilfslager gehen zu müssen Es gibt nicht viele Mädchen, die angesichts des Hungertodes dem Teufel widerstehen können.“

Selbstverständlich konnte sie nicht allen Menschen helfen. Wer kann das? Aber sie fragte Gott, was sie tun sollte und was hier jetzt ihr Auftrag war. Und sie bekam Antwort: „Gott hat mir geboten, dreihun-

dert Mädchen aus den Hungersnotgebieten zu retten, und in seinem Namen werde ich an die Arbeit gehen. Die mir von meinen amerikanischen Freunden geschickten Summen reichen nur knapp für den Unterhalt und die Erziehung von etwa fünfzig Mädchen aus, und viele Leute fragen mich, wie ich alle die Mädchen ernähren will, die nun aus Mittelindien kommen werden Ich weiß es nicht; aber Gott weiß, was ich brauche.“

Das ist die Sprache des Glaubens, und hier wurden die Taten echter Liebe geboren. Wie Ramabai in früheren Jahren anfang, die Not der Frauen im allgemeinen zu beheben, so fuhr sie jetzt tapfer fort, in der Zeit der Hungersnot zu helfen, wo und soviel sie konnte. Und Gott ließ sie dabei nicht im Stich. Sie bekam die nötigen Gelder geschenkt, sie fand Mittel und Wege, sogar sechshundert junge Mädchen aus der Hölle des Verhungerns oder des Verkommens herauszuholen.

Es war kein Zufall, daß sie gerade in dieser Zeit mit drei Büchern bekannt wurde, in denen von ähnlicher Glaubensarbeit geschrieben wurde. Sie heißen: „Geschichte der China-Inland-Mission“, „Gottes Geschäfte mit Georg Müller“ und „Das Leben John G. Patons, des Begründers der Mission auf den Neuen Hebriden“. Ramabai zog die Folgerungen für ihr Glaubensleben und konnte schreiben: „Ich bin sehr glücklich, seit der Herr mich im Glauben hinausgehen hieß und ich ihm gehorchte. In allem von ihm abhängig zu sein — geistiges Leben, leibliche Kleidung, Nahrung, Wasser und alle Notdurft des Lebens ihm allein zu verdanken — das ist eine große Gnade.“

Natürlich gebrauchte sie zu allem auch tüchtige

Mitarbeiter. Zwei Namen werden in der Lebensgeschichte Ramabais besonders genannt: Miß Sundrabai Powar, eine der Pandita geistesverwandte Christin, die sich ihr bei der Übersiedlung der Sarada Sadan von Bombay nach Puna angeschlossen hatte, und Miß M. Abrams. Mit diesen beiden Getreuen teilte sich die Pandita in die schwere Aufgabe, die unglücklichen Opfer der Hungersnot einem gesunden und glücklicheren Dasein zurückzugeben. Auch gab es in der Sarada Sadan Mädchen und Frauen, die Christinnen geworden waren, und von denen nun gefordert wurde, ihren neuen Glauben in die Tat umzusetzen.

Und was war die Wirkung dieser stillen Liebesarbeit? Schon nach kurzer Zeit konnten dreiundsiebzig Insassen der Puna-Anstalt getauft werden, darunter mehrere der Sarada-Sadan-Mädchen. Unter den Getauften befand sich auch Mr. Gadre, ein Brahmane, der schon einige Jahre als Sekretär der Pandita gearbeitet hatte und bis zu seinem Tode einer ihrer geschätztesten Mitarbeiter blieb.

Für die innere Betreuung der vielen Neulinge erwuchs Ramabai in dem Pfarrer Bruere ein treuer Mitarbeiter. Er verstand es, nicht nur im Lesen, sondern auch im Niederknien, Beten und Singen zu unterrichten und diesen jungen Geschöpfen neue Hoffnung einzuflößen. Selbstverständlich war es für ihn und alle ein besonderes Erlebnis, als siebzehn Karrenladungen junger Mädchen zu dem sechs Meilen entfernten Flusse Bhima fuhren, um getauft zu werden und ihr christliches Glaubensbekenntnis abzulegen, und „während der ganzen Fahrt Freudenlieder sangen“. Daß gerade dieser Fluß zum Schauplatz eines so freudigen Ereignisses wurde, war durchaus am Platz; denn in

den religiösen Marathi-Dichtungen werden seine heiligen Gewässer in vielfache Beziehungen zu Waischnava-Ekstasen gebracht. Den Ufern des Flusses war also ein solches Schauspiel nichts Ungewohntes, aber diesmal bestand doch ein Unterschied. Hier gab es keine Anbeter Withobas, „fröhlich im Sande tanzend“, sondern junge Mädchen und Frauen, die beseligt aus dem Flusse stiegen in dem Gedanken, daß sie nun „durch das Bad der Wiedergeburt und die Ausgießung des Heiligen Geistes“ rein gewaschen seien. Und es hatte eine tiefe symbolische Bedeutung, daß gerade hier die Taufe vollzogen wurde: aus ihrer Arbeit der Erziehung („Stätte der Weisheit“) war jetzt eine Arbeit der Rettung geworden; Ramabai war innerlich weitergeführt worden und wurde jetzt auch äußerlich in einen neuen Wirkungsbereich versetzt.

Der unmittelbare Anlaß war eine Pestepidemie in Puna. Angesichts dieser gefürchteten Krankheit war es unmöglich, noch dreihundert aus den Hungergebieten mitgebrachte Mädchen und Frauen ohne ernste Gefahr auf dem Grundstück der Sarada Sadan unterzubringen. Glücklicherweise hatte die Pandita vor einigen Jahren in der Nähe einer Eisenbahnstation namens Kedgaon, etwa dreißig Meilen von Puna entfernt, ein Stück Land gekauft. Sie wollte dort Obstbäume anpflanzen und deren Ertrag für den Unterhalt der Sarada Sadan verwenden. Doch sollten diesem dünnen Boden andre Früchte entsprossen. Eine Zeitlang blieb die Sarada Sadan unter der Leitung Sundrabai Powars noch in Puna; bald aber zeigte es sich, daß von nun an Mukti den Mittelpunkt der Ziele und Pläne der Pandita bilden mußte. Sie wandte den mehr weltlichen Aufgaben und Ansprüchen Punas den Rücken

und konzentrierte sich ganz auf diese neue Stadt, deren Mauern Rettung und deren Tore ein Lobpreis Gottes werden sollten.

Mit alledem trat allerdings nicht nur eine äußere Veränderung der Arbeit ein, sondern kam es auch zu einer größeren Konzentration aller Kräfte. Nach reiflicher Überlegung schränkte Ramabai ihre Tätigkeit in bestimmter Weise ein. Sie erkannte, daß sie nicht allen und überall helfen konnte und durfte, sie wurde darum gehorsam und widmete sich von dieser Zeit an mehr und mehr allein der verwahrlosten, unwissenden Schar, die mit ihr zusammen in dem Heim lebte.

Wenn wir es mit andern Verhältnissen vergleichen wollten, wurde Ramabai jetzt eine Art Äbtissin eines Klosters, und es zeigte sich, daß sie gerade in der Beschränkung ihrer Gaben von Gott geführt und beglaubigt wurde. Im Namen Gottes erwählte sie die Schwachen dieser Erde, die Niedrigen, die Verachteten, und sie brachte den Rest ihres Lebens damit zu, den Beweis zu liefern, daß auch sie in Gottes Augen wertvoll seien.

Und gerade dazu hat Gott ein klares Ja gesagt.

Erweckung in Mukti

Von der vielfachen, auch äußerlich schweren Arbeit, die in dem neu entstehenden Heim und den Häusern in Mukti täglich getan werden mußte, bekommt man noch ein anschaulicheres Bild, wenn man einige Zahlen nennt: im Jahre 1900 lebten über 1900 Menschen unter der Leitung Ramabais; allein das neu

errichtete „Rettungsasyl“ beherbergte etwa dreihundert Menschen, größtenteils aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung. In einer Aufstellung aus der Hand Ramabais selbst heißt es einmal: „Einhundertundfünfzig vornehme junge Mädchen und Frauen sind Tag und Nacht für ihre Gudscharati-Schwestern tätig. Von den 1350 Gudscharati-Mädchen sind etwa 150 noch nicht 7 Jahre alt, 500 zwischen 7 und 14, 600 14 bis 20 Jahre alt und die übrigen älter, aber alle unter 30 Jahren. Deshalb wurde ein Plan für eine Schule von über 50 Klassen mit den dazu gehörigen Lehrern aufgestellt. Alle Mädchen müssen zunächst das Alphabet lernen. Jede Angehörige der Normal- schule muß täglich drei Unterrichtsstunden geben und sich während der übrigen Zeit weiterbilden. Im Kindergarten werden etwa 400 Kinder angeleitet und beschäftigt, während zugleich Kindergärtnerinnen darin ausgebildet werden. Nach Absolvierung der Elementarschule werden Begabte in die Hochschule versetzt, während andere, die nicht befähigt sind, sich als Lehrerinnen ihr Brot zu verdienen, in der in Mukti befindlichen Gewerbeschule einen Beruf ergreifen können. Diese Schülerinnen verbringen die Hälfte des Tages in der Handwerkerabteilung.“ Diese Zahlen sprechen ihre eigene Sprache und reden sehr deutlich. Selbstverständlich ging das alles nicht ohne mannigfache neue Einrichtungen, eins ergab sich aus dem andern. Hier mußten Gärten angelegt, dort Häuser gebaut werden; hier war der Ausbau einer Küche nötig, dort mußten Plätze für neue Arbeit geschaffen werden.

Aus einem andern Bericht entnehmen wir eine kurze Zusammenstellung aus der Zeit um 1900: „Gärten und Felder, eine Öl- und eine Molkerei, eine

Waschanstalt, eine Bäckerei, das Anfertigen einfacher indischer Gewänder, sowie von Kopfbedeckungen, Spitzen, Knöpfen, Seilen, Besen und Körben, das Spinnen von Wolle und Baumwolle, das Weben von Decken, Teppichen, Saris und anderen Stoffen, das Verfertigen von Stickereien und feinen Handarbeiten, Garnspulen, Getreiderösten, das Herstellen von Zinn- und Blechgeräten für den Küchengebrauch und eine Färberei verschaffen vielen hundert Mädchen Beschäftigung. In den letzten Monaten ist noch eine Druckerpresse in der Anstalt eingerichtet worden.“

Noch einige Zahlen müssen genannt werden, um zu zeigen, was das alles auch für Ramabai persönlich bedeutete: ihr Tagewerk begann morgens vor vier Uhr und endete selten abends vor neun Uhr. Dann schmerzten ihre Füße, und der Kopf war müde, und doch: sie hat in einem Brief gesagt: „Die Herrschaft ist auf seiner Schulter, dachte ich, und welch ein Segen, daß diese ganze Last nicht auf mir ruht, sondern daß er sie auf seinen Schultern trägt! Nun kann ich leichten Herzens schlafen.“

Etwa zweiundzwanzig Jahre hat Ramabai diese Arbeit getan — ohne Unterbrechung, kaum daß sie Ferien haben konnte — — nur 66 Jahre ist sie alt geworden — sie konnte auf ein erfülltes Leben zurückschauen.

Aber das alles ist nur der äußere Rahmen für etwas viel Größeres, Gottes Geist war in dem allen an der Arbeit, und er gab nicht nur Segen für das äußere Durchkommen, sondern schenkte innere Segnungen, er ließ eine Erweckung kommen und damit eine Beglaubigung der ganzen Arbeit, wie sie

Ramabai erbeten und doch kaum in diesem Ausmaß erwartet hatte.

Erweckungen kann man kaum je recht schildern. Das eigentliche Geschehen entzieht sich überall der Beschreibung, weil es zu heilig und geheimnisvoll ist, weil es sich in den Herzen der Menschen abspielt und sich den Augen der Welt entzieht. Und doch ist jede Erweckung zu erkennen, weil ja Herzensvorgänge sichtbar werden müssen in den Taten des Alltags und ohne solche sichtbaren Früchte kein rechtes Glaubenserwachen gedacht werden kann.

Es war im Dezember 1901, daß man in den Häusern Muktis spüren konnte: der Geist Gottes fing an zu wehen. Es wurden in diesen Wochen 1200 Menschen, vor allem junge Menschen getauft; sie hatten diese Taufe begehrt, und sie wurde ihnen nicht gewehrt. Es gingen vielfacher Unterricht und mannigfache Lehrunterweisung voran, es war in vielen Versammlungen Gottes Wort auf verschiedenste Weise gesagt und an die jungen Herzen herangebracht worden, vor allem war treue Gebetsarbeit geschehen. So heißt es in zwei kurzen Sätzen in einem Bericht, den Pfarrer Butcher von der engl. kirchlichen Mission gegeben hat: „Pandita leitete mit erstaunlicher Klugheit die ganze Bewegung und förderte sie in jeder Weise, so daß wirklich andauernde geistliche Wirkungen erzielt wurden. Die dauernden Früchte bestanden in der aufrichtigen Bekehrung von vielen hundert Frauen und der Einsegnung einer großen Anzahl von ihnen; diese wurden dann eifrig, von Christus zu zeugen und für ihn zu wirken.“ Und dann brach es durch. Die vielen Taufen waren natürlich nicht das einzige sichtbare Geschehen, obwohl es

eine ungeheure Bewegung gab, als so viele sich zum Taufunterricht und zur Taufe meldeten. Das Entscheidende war, daß diese zuchtlosen Mädchen, die vielfach aus dem größten Heidentum kamen und in tiefstem Aberglauben aufgewachsen waren, jetzt spürbar unter die Zucht des Heiligen Geistes kamen. Ramabai hat es mit ihren Mitarbeiterinnen staunend beobachtet und dankbar bezeugt: an die Stelle der Lüge trat Ehrlichkeit, an die Stelle des Schmutzes Reinheit, das vielfach so mürrische Wesen auch der jungen Menschen wich dem Frohsinn. Manche mußten von schweren Bindungen gelöst werden, und das geschah oft nicht ohne heiße Kämpfe, ja unter lautem Weinen, aber Hunderte erlebten es und dankten Gott und Christus dafür. Neben dem neuen Wandel, der ja von allen gesehen werden konnte, war eine Frucht dieser Erweckung auch die, daß jetzt Gruppen von Frauen aus Mukti hinausgingen, um anderen von ihren Erfahrungen zu sagen. Die Verantwortung für ihre Umgebung wurde ihnen aufs Herz gelegt, und manche Versammlung unter freiem Himmel in den Straßen der Stadt und ihrer Umgebung legte Zeugnis dafür ab, daß hier Menschen unter die Gewalt des Christus gekommen waren.

Die Voraussetzung jeder Erweckung liegt bei Gott; wir wissen nicht, wann es ihm gefällt, besondere Erweckungszeiten zu schenken. „Der Geist Gottes weht, wo und wann er will“, und doch wartet Gott auf Menschen, die ihm zur Verfügung stehen und nicht aufhören, ihn anzurufen. Das war auch in Mukti geschehen und geschah treu Tag für Tag. In Ramabais Lebensbeschreibung heißt es: „Sie wollte für die ihr anvertrauten Menschen nur eins: daß sie gerettet wür-

den. Das konnte nur auf einem einzigen Wege geschehen: durch Gebet. Das wußte die Pandita, und die Pflicht des Gebets wurde bis zum äußersten von ihr erfüllt.“

Lange vor Tagesanbruch stand sie auf und beschäftigte sich in ihrem Zimmer mit Gebet und Fürbitte, bis die weltlichen Tagesarbeiten anfangen. Ihr Tagebuch täglicher Pflichten beginnt mit den Worten: „Um vier Uhr morgens läutete die große Kirchenglocke zum Aufstehen. Ich war schon auf.“ Vier Uhr ist wohl für jeden eine frühe Zeit zum Aufstehen, aber durch einen anderen Ruf war sie schon vorher geweckt worden. Um ihr Gebet in dringenden Fällen zu vertiefen und zu verstärken, fastete sie auch öfters. Für einen Menschen mit so lebendigem Gottesglauben, der andauernd schwere Verantwortungslasten zu tragen hatte, war es das Natürlichste von der Welt, zu beten und zeitweise zu fasten, und so oft sie es tat und auf Gebetserhörung wartete, wurde ihr Vertrauen zu dem, welchem sie alle ihre Sorgen übergab, noch gestärkt. Es gibt mannigfache Berichte von Gebetserhörungen, die ihr zuteil wurden; eine von ihrer Tochter erzählte soll hier als Probe mitgeteilt werden. Eine der Grashütten, in denen 1901 die geretteten Frauen untergebracht wurden, geriet in Brand. Der Wind kam von Osten und trieb die Flammen mit großer Schnelligkeit den Schulgebäuden zu. Die Gefahr wuchs mit jeder Minute. „Mutter betete ohne Unterlaß, daß Gott uns auf irgendeine Weise helfen möge. Die Männer strengten sich aufs äußerste an, aber auch sie verloren den Mut. Da änderte plötzlich, wie durch ein Wunder, der Wind seine Richtung und kam von Westen anstatt von Osten; der Brand konnte gelöscht werden.“

Aber nicht nur allein betete die Hausmutter für

alle Menschen ihres Hauses, sie gründete im Frühjahr 1905 einen besonderen Gebetskreis. „Ungefähr siebenzig von uns versammelten sich jeden Morgen und beteten für die wahre Bekehrung aller Christen Indiens, uns selbst mit inbegriffen, und für eine erneute Ausgießung des Heiligen Geistes über alle Christen aller Länder. Nachdem wir sechs Monate also gebetet hatten, sandte uns der Herr gnädiglich eine wunderbare Erweckung des Heiligen Geistes in unsere Mitte und auch in viele Schulen und Kirchen unseres Landes. Die Folgen dieser Erweckung waren außerordentlich segensreich.“

Bei dieser Erweckung wirkte der Herr auch die Gabe der Weissagung. Durch die vollmächtige Verkündigung des Wortes Gottes kamen viele zur Entscheidung für Christus. Auch Heilungen kamen vor. Bei vereinzeltm Auftreten von Zungenreden war Ramabai sehr besorgt und nüchtern. Sie äußerte einmal: „Liebe, vollkommene Liebe ist das einzige, notwendige Merkmal vom Besitz des Heiligen Geistes.“ Wenn der Herr zur Bekräftigung der Heilsbotschaft auch Heilungen und Zungenreden schenkte, dann war es ihr ein Hauptanliegen, den Willen des Herrn zu erkennen und nur dann um diese Gaben zu bitten, wenn sie zur Verherrlichung des Namens des Herrn und zur Gewinnung von Menschenseelen dienen würden. Als Ramabai einmal in ihrer ruhigen Art das 8. Kapitel des Johannes-Evangeliums auslegte, fingen plötzlich viele der zuhörenden Mädchen laut zu beten an, so daß Ramabai sich unterbrechen mußte. Man spürte, daß trotz dem gewaltigen Stimmengewirr der Geist Gottes wirkte. Die Mädchen waren nach solchen Erfahrungen viel aufgeschlossener und beantworteten

biblische Fragen mit erstaunlicher Klarheit, berichtet Pfarrer Butcher.

Leider konnte Ramabai infolge ihrer Schwerhörigkeit nicht immer allem folgen, was um sie herum geschah. Trotzdem blieb sie in allem der ruhende Mittelpunkt der ganzen Bewegung. Es heißt an dieser Stelle ihrer Lebensbeschreibung: „Sie besaß angeborenen Führerinstinkt.“ Hindu-Beobachter beschreiben den Eindruck, den ihre Persönlichkeit auf sie machte, öfters mit einem Worte, das Glanz bedeutet, und das wohl die Glut und Inbrunst ihres Wesens ausdrücken sollte. Ein englischer Freund, der sie von Jugend an kannte, schildert sie als „sehr anziehend, sehr bescheiden und doch zugleich hoheitsvoll“. Sie hatte das Bewußtsein einer ihr zuerteilten Aufgabe, die sie mit ruhigem Vertrauen erfüllte. Alle gehorchten ihr mit Freuden, und die kleine Frau in ihren einfachen weißen Witwengewändern erschien wie eine Königin inmitten ihrer Untertanen. „Sie strömte Kraft aus“, sagt Miß Fuller, deren Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung uns zeigt, wie sie in ihrem Reich lebte und webte: „Sie war nur wenig über fünf Fuß groß, erschien aber trotzdem keineswegs klein; etwas Majestätisches lag in ihrem Wesen, nicht der Fülle wegen, die sich infolge sitzender Lebensweise im späteren Alter bei ihr einstellte: es lag vielmehr in der Vornehmheit ihrer ganzen Erscheinung und der plastischen Schönheit ihrer Züge. Als Witwe trug sie kurzes Haar — orthodoxe Sitte verlangte sogar Rasieren des Haupthaares —, das Kopf und Antlitz in reichen Wellen umrahmte. Sie hatte wundervolle graublau Augen, eine hohe Stirn und ein offenes, kluges Antlitz von großer geistiger Schönheit. Ihre

Haut hatte die helle Farbe goldiger Oliven und war außergewöhnlich zart und fein.“

„So war die Frau, die als Mittelpunkt das stürmisch bewegte Leben Muktis beherrschte. Das Geheimnis ihrer Kraft lag darin, daß sie Tag für Tag und Nacht für Nacht mit Gott redete und auf ihn hörte. Wenn sich die große Gemeinde in der Kirche versammelte und sie in der letzten Zeit ihres Lebens nicht mehr imstande war, das Wort an sie zu richten, saß sie etwas abgesondert allein in ihrer Mitte, niemandes Stimme hörend und zu niemand sprechend, ein Symbol der Nähe des Unsichtbaren.“

An einer anderen Stelle tritt es noch klarer hervor, welche Bedeutung für die ganze Arbeit Ramabai selbst hatte und behielt, und wie Gott sie als ein besonderes Werkzeug gerade auch in der Zeit der Erweckung gebrauchte: „Ramabai war überall, führend und helfend; sie entlarvte Simulantinnen, die sich krank stellten, um nicht arbeiten zu müssen, sie trieb die Trägen zu größerem Fleiß an, lobte die Fleißigen und half ihnen und verrichtete eigenhändig viele Arbeiten. Innerhalb ihres von reger Geschäftigkeit erfüllten großen Betriebes sah man überall die kleine, unwiderstehliche Oberbefehlshaberin, im fleckenlosen Weiß ihrer Witwentracht, die wie Georg Müller auf Gott vertraute, als ob alles nur von ihm abhinge, und selbst arbeitete, als ob alles nur von ihr abhinge. Sie war unermüdlich, obgleich oft unsagbar müde. Unablässig hielt sie an am Gebet, ihr Glaube war unerschütterlich, und in guten und bösen Zeiten blieb ihr Dank gegen Gott der gleiche: Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben.“

Die letzte große Arbeit

Es ist kaum zu glauben, aber es ist tatsächlich so, daß Ramabai mitten in all dem vielen, was auf sie einstürmte und was sie täglich zu bedenken und zu ordnen hatte, noch eine große Arbeit getan hat, die eigentlich nicht „nebenbei“ getan werden kann: sie hat die ganze Bibel neu übersetzt. Es ist unmöglich, richtig zu umschreiben, was mit diesem einen kleinen Satz gesagt ist: Ramabai hat wohl alles getan, um für diese Aufgabe die rechten Mitarbeiter zu bekommen, und mehrere Inder haben sich ihr gern zur Verfügung gestellt und haben ihr viel geholfen, aber sie hat auch selbst noch möglichst viel Hebräisch und Griechisch gelernt, um die Übersetzungsarbeit mit echtem Verständnis verfolgen zu können. Sie hat jede freie Stunde, die ihr blieb — und es waren nicht viele — für diese große Aufgabe benutzt, sie hatte dabei nur eine Hoffnung, die Botschaft der Bibel so lebendig und anschaulich weiterzugeben, daß auch die einfachen Menschen sie verstehen konnten.

Denn das war ihre Hauptsorge bei den bisher vorliegenden Übersetzungen: sie waren zu schwer und vor allem, wie sie meinte, zu stark vom feinen Gift altindischer Philosophie durchtränkt. Aus diesem Grunde mißbilligte sie die im Gebrauch befindliche Marathi-Übersetzung der Bibel. Sie fand, daß viele darin enthaltenen Sanskritworte hinduistische Vorstellungen enthielten, die dem christlichen Evangelium vollkommen fremd waren. Sicherlich empfand sie mit ihrem reichen Wissen diese Gefahr weit mehr als andere. Sie hatte sich von dem Joch befreit und fürchtete alles, was diese Knechtschaft irgendwie erneuern könnte.

Der noch tiefer liegende Grund war: sie sah, was sie früher nicht so gesehen hatte, einen Abgrund zwischen der Bibel einerseits und dem Hinduismus mit allen seinen Begleiterscheinungen andererseits. Der Unterschied zwischen beiden erschien ihr wie der zwischen Licht und Finsternis, wie der zwischen nackter Wahrheit und nackter Lüge. Diese Überzeugung war so stark in ihr, daß sie, die Sanskritgelehrte, nicht erlaubte, daß die Kinder in ihren Schulen in dieser Sprache unterrichtet wurden: sie fühlte sich verpflichtet, sie vor dem schleichenden Gift der Vedantalehre zu schützen. Nicht einmal ihrer eigenen Tochter erlaubte sie, in den Fußstapfen ihrer Mutter und ihrer Großeltern zu gehen, und verschloß ihr die Tür dieser Bildungsmöglichkeit. Erst später, als sie selbst vom Hinduismus unbeeinflusste Lehrbücher in dieser Sprache verfaßt hatte, trat in ihren Schulen wieder Sanskrit an Stelle von Latein. Aber damals war ihre Abneigung gegen die heilige Sprache und alles, was von ihr ausströmte, so stark, daß sie fürchtete, die bereits vorhandene Marathi-Übersetzung der Bibel könne der Anlaß werden, den unheilvollen Einfluß unbeabsichtigterweise weiterzuverbreiten.

Die neue Übersetzung wurde von den Frauen in Mukti gedruckt und gebunden. Irgendwelche Bezahlung für diese so sorgfältig vorbereitete und mit so großer Mühe zustande gebrachte Bibelausgabe anzunehmen, konnte sich die Pandita nicht entschließen. Sie hatte dem ihr einst geschenkten Bibelbuche so unendlich viel zu verdanken, daß sie sich andauernd weigerte, ihre Übersetzung zu verkaufen. Sie war beschenkt worden und mußte weiterschicken.

Selbstverständlich hat Ramabai auch selbst viel

Freude und innere Stärkung bei der Übersetzungsarbeit gehabt. Mitten in allen drängenden Tagesgeschäften war es für ihren heroischen Geist eine tägliche Erfrischung, und trotzdem bleibt es fast unglaublich, daß sie damit noch fertig geworden ist. Zum äußeren Zeichen der Anerkennung dafür verlieh ihr der König von England im Jahre 1919 die goldene Kaiser-i-Hind-Medaille. Da sie zu leidend war, um sie persönlich vom Vizekönig in Empfang nehmen zu können, so wünschte sie sie aus der Hand einer Persönlichkeit zu erhalten, die sie, sowohl aus persönlichen Gründen als auch wegen ihrer Beziehung zur Bibelgesellschaft, innig liebte: aus der von Mrs. R. A. Adams, der Gattin des Sekretärs der Zweiggeseellschaft in Bombay. Diese äußere Ehrung aber war ihr nicht das Wichtigste; sie hat dem Dank, den sie für die Bibel empfand, noch kurz vor ihrem Tode in ergreifender Weise Ausdruck verliehen. „1922 besuchte Mr. R. A. Adams sie in Mukti. Obgleich schon sehr schwach, ließ sie ihn in ihr Zimmer bitten, und da sie weder sprechen noch hören konnte, schrieb sie mit zitternder Hand einige Worte, welche die große Dankbarkeit ausdrückten, die ihr Herz immerdar erfüllte: ‚Ich möchte gern sagen, wie hoch ich das Wirken Ihrer Bibel-Gesellschaft schätze. Ich bin achtund-dreißig Jahre Christin. Dank der Arbeit Ihrer Gesellschaft habe ich großes Heil gefunden. Gott segne Sie und die Ihren!‘“

Heimgang von Tochter und Mutter

Das Hohelied der Liebe, das Ramabai, in den letzten Jahren auch zusammen mit ihrer Tochter, in Mukti und Umgebung singen durfte, mußte im Jahre 1921—22 ziemlich schnell verstummen. Wohl ging und geht die Arbeit im Segen weiter, die Frucht ihrer Arbeit ist geblieben und noch Tausenden zum Segen geworden; beide Menschen aber, Tochter wie Mutter, wurden rasch hintereinander in die Ewigkeit abgerufen.

Die Tochter Manorama war je länger um so mehr völlig mit ihrer Mutter im Glauben und in der Liebe zu Jesus Christus eins geworden. Nach mehreren Studienjahren in England und Amerika war sie dem Ruf ihrer Mutter gefolgt und im Herbst 1900 zurückgekehrt, um ihr die ungeheure Arbeitslast tragen zu helfen. Ihr eigenstes Arbeitsgebiet war die Sarada Sadan, die zwar Mukti, dem großen Rettungshaus, einverleibt worden war, deren Aufgabe aber die Mädchenerziehung blieb. Durch die reichen Gaben sowohl ihres Geistes als auch ihres Herzens schien sie von Gott ausgerüstet, ihrer Mutter gewaltige Aufgabe in Zukunft fortzuführen und sich als ihre geistige Erbin zu bewähren. Einundzwanzig Jahre lang leistete sie wichtige Arbeit in der Anstalt und für sie. Durch Weiterstudium vervollkommnete sie sich in rastloser Arbeit unablässig für die Erfüllung ihrer Lehraufgaben, und nicht nur für Mukti trug sie schwere Verantwortung: wie einst ihre Mutter wünschte auch sie, den Hindumädchen hoher Kaste weiterhelfen zu können. Deshalb eröffnete sie 1913 eine neue Schule in Kulbarga im Gebiete des Neisam, etwa siebzig Stunden von Mukti entfernt. — Leider hat sie diese

und alle ihre Arbeit nur acht Jahre lang tun dürfen. Sie hat in entscheidender Weise der Mutter beigegeben und ihr viel Last und Mühe abgenommen. Aber am 24. Juli 1921 wurde sie plötzlich und unerwartet heimgerufen. — Das war ein schwerer Schlag für die älter werdende Mutter. Denen, welche die hervorragenden Eigenschaften ihres Geistes und Herzens kannten, schien ihr Tod ein unersetzlicher Verlust, eine unerklärliche Fügung Gottes.

Und dann kam schon drei Vierteljahre später ihr eigener Heimgang. Sie ist am 5. April 1922 in der Frühe des Tages friedlich schlafend hinübergegangen in die Herrlichkeit. Bis zuletzt hat sie für ihr Haus und alle Insassen gedacht und geschafft: noch am Tage vor ihrem Tode schrieb sie Verhaltensmaßregeln für etliche Kinder auf. Dann aber war sie auch bereit, dem Ruf zu folgen, der sie vom Glauben zum Schauen führen sollte. Wir wissen nicht viel über ihr Sterben und die Feier der Beerdigung; wir wissen aber, daß sie bereit war. Hier auf Erden hat sie selten oder nie äußere Ruhe gehabt, jetzt durfte sie eingehen zur Ruhe des Volkes Gottes.

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodenschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Moody, D. L. (48)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabal, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt

PANDITA RAMABAI (1858–1922), die jüngste Tochter eines indischen Gelehrten, wurde in der Wildnis geboren. Schon mit sechs Monaten mußte sie mit ihren Eltern eine jahrelange Wanderschaft durch Indien antreten, die schließlich mit dem Hungertode der Eltern und Geschwister endete. All dieses schwere äußere Erleben wurde wegbereitend für ihre innere Entwicklung. Ramabai war außerordentlich begabt: sie beherrschte das Sanskrit, die alte Gelehrtensprache der Inder, völlig und ist daher auch fortan unter dem Namen Pandita (Gelehrte) Ramabai bekannt geworden. Nach dem frühen Tode ihres Mannes galt ihre ganze aufopferungsvolle Arbeit vor allem der Befreiung der indischen Frauenwelt von der unwürdigen Stellung, in der sie sich damals befand. In diesem Kampf wurde ihr zunächst rein verstandesmäßig, und zwar beim Studium des Neuen Testaments, klar, daß sie aus eigener Kraft nichts erreichen würde. In England kam sie zum erstenmal mit lebendigen Christen in Verbindung: sie ließ sich taufen und wurde nun erst so recht eine Segensträgerin für Indiens Frauen. Sarada Sadan und Mukti, zwei große Hilfswerke für Witwen und junge Mädchen, die sie ins Leben rief, sind Marksteine ihres Wirkens, bei dem ihr ihre gleichgesinnte Tochter hilfreich und tatkräftig zur Seite stand. Viel zu früh wurden Mutter und Tochter kurz hintereinander in die Ewigkeit abberufen; aber die Frucht ihrer Arbeit ist geblieben.